

SOCIOLOGY IN SWITZERLAND

Contributions to General Social Theory

ELEMENTARE SOZIALE WAHRNEHMUNGEN UND INTERAKTIONEN

Ein theoretischer Integrationsversuch

Hans Geser

Zürich 1996

TEIL 1: Erstes und Zweites Kapitel

EINLEITUNG	1
ERSTES KAPITEL:	3
ZUM FUNKTIONSVERHÄLTNIS ZWISCHEN KOLLOKALER, TRANSLOKALER UND ALOKALER SOZIALITÄT	3
1.1 DIACHRONE UND SYNCHRONE KOMBINATIONEN	3
1.2. FUNKTIONEN DER KOLLOKALITÄT IN SOZIALEN SYSTEMEN	9
ZWEITES KAPITEL:	13
DIE KOMPLEXE MEHREBENENSTRUKTUR KOLLOKALER INTERAKTIONEN	13
2.1 FÜNF SYSTEMNIVEAUS INTERPERSONELLER WECHSELWIRKUNGEN	13
2.2 VIER KOMPLEMENTÄRE EBENEN SINNHAFTER KOMMUNIKATION	17
2.2.1 Zur Hierarchie der vier Kommunikationsebenen	17
2.2.2 "Anwesenheit"	19
2.2.3 "Persönliche Erscheinung"	25
2.2.4 "Gestik"	29
2.2.5 Verbale Kommunikation	45
LITERATUR	73

Bibliographische Zitation::

Geser Hans: Nahe und Ferne Beziehungen. Ein Beitrag zur Soziologie elementarer Interaktionen. Teil 1. In: Sociology in Switzerland. Contributions to General Social Theory. Online Publikationen. Zürich, 1996. [.http://geser.net/general/t_hgeser1_1.pdf](http://geser.net/general/t_hgeser1_1.pdf)

h@geser.net
http://geser.net

Soziologisches Institut der Universität Zürich
Andreasstrasse 15, 8050 Zürich

Einleitung

Das Gemeinsame an Dorfsiedlungen, Cocktail-Parties, Parteiversammlungen, Massendemonstrationen, Militärgarnisonen, Familienhaushalten, Erziehungsheimen, Betriebsorganisationen, Verwandtschaftstreffen und wissenschaftlichen Kongressen besteht darin, dass mehrere Individuen für kürzere oder längere Zeit im selben Raumabschnitt zusammenrücken, so dass sie in der Lage sind, als Quellen physischer Bewirkungen, als Objekte sinnlicher Wahrnehmung sowie als Kommunikations- und Interaktionspartner miteinander in (objektiv-kausale und symbolisch-sinnhafte) Beziehungen zu treten.

Unter "*kollokaler Sozialität*" kann die Gesamtheit aller - offensichtlich weit über das Feld elementarer Interaktion oder primärer Gruppenkontakte hinausreichenden - sozialen Verhältnisse verstanden werden, die auf der objektiven Randbedingung einer *simultanen körperlichen Anwesenheit mehrerer menschlicher Personen am selben Ort* beruhen: wobei unter "Ort" ein homogener Ausschnitt aus dem Raumkontinuum verstanden werden kann, der dank geringer Ausdehnung und dank des Fehlens physischer Hindernisse (Wände, allzu hoher Lärmpegel u. a.) für eine wechselseitige Wahrnehmung dieser Ko-Präsenz sowie für verschiedenste Prozesse interpersonellen Beobachtens, Einwirkens, Kooperierens und Kommunizierens keine Widerstände bietet.

Ähnlich wie mit dem Konzept der "Mitgliederzahl" (vgl. Geser 1980) oder des "Entstehungszeitpunkts" ist mit dem Begriff der "Kollokalität" eine zwar einerseits äusserst objektive, in ihrer kausalen Wirkung aber vielfältige und diffus-unbestimmte *infrastrukturelle Randbedingung* sozialer Interaktionsprozesse und sozialer Systembildung angesprochen. Denn es ist leicht einzusehen, dass gerade in modernen, urbanen Gesellschaften engste räumliche Nähe mit immenser sozialer Distanz (bzw. psychologischer Indifferenz) einhergehen kann, während intensivste persönliche Beziehungen über weiteste Entfernungen hin aufrechterhalten werden (vgl. Simmel 1908: 480).

So kann eine angezielte "*Theorie kollokaler Sozialbeziehungen und Systembildungen*" nur auf jener überaus hohen Abstraktionslage angesiedelt werden, von der aus es ihr gelingt, den vielfältigen Formen und Zwecken der auf dieser gemeinsamen Basis errichteten Sozialverhältnisse Rechnung zu tragen und das gemeinsame Allgemeine zu formulieren, das beispielsweise eine Begegnung im Eisenbahnabteil mit der Sitzung eines Regierungskabinetts oder ein Forschungskolloquium mit einer Massendemonstration verbindet.

Dieses Gemeinsame mag am besten bei einer Gegenüberstellung mit zwei andern Ausprägungen menschlicher Sozialität sichtbar werden:

- 1) "Alokale Sozialität" umfasst den grossen Bereich völlig unräumlicher Sozialverhältnisse, die dank ihrer Fundierung in der psychischen und/oder kulturellen Sphäre unabhängig von Interaktionsprozessen bestehen und deshalb auch gegenüber räumlichen Distanzen der Teilnehmer (und der zeitlichen Variabilität solcher Distanzen) völlig unempfindlich sind. Kirchen und Verwandtschaftsnetze, ethnische Gruppen und Berufsprofessionen, Sozialbewegungen und politische Parteien haben miteinander gemeinsam, dass sie mit einer beliebigen räumlichen Dispersion ihrer Teilnehmer kompatibel sind: auch wenn es in den meisten dieser Gebilde (zumindest temporäre) kollokale Kernstrukturen (z.B. Führungsgremien, gesellige Zusammenkünfte, Mitgliederversammlungen, Verwaltungsbetriebe u. a.) gibt, die dem Kollektiv einerseits zu organisierter

Handlungsfähigkeit und andererseits zu einer sinnlich wahrnehmbaren Selbstdarstellung verhelfen.

Hier stellt sich insbesondere die Frage nach den Integrationsmedien, die als funktionale Äquivalente für interpersonelle Interaktion derartigen sozialen Verhältnissen Zusammenhalt und Dauer verleihen, sowie die Frage nach den Entstehungsbedingungen, Funktionen und Konsequenzen sozialer Systembildungen, die ihren Teilnehmern weder räumliche Anwesenheits- noch zeitliche Akkordierungszwänge auferlegen.

- 2) "Translokale Sozialität" umfasst die in traditionellen Gesellschaften relativ geringe, dank modernerer Kommunikationstechnologien und den zunehmenden Fernwirkungen menschlichen Handelns aber neuerdings stark angewachsene Sphäre von Interaktionen, die sich zwischen räumlich entfernten Individuen vollziehen. Dazu gehören einerseits kommunikative Beziehungen, die mittels Briefpost, Telephon, Computernetzwerken oder irgendwelchen andern technischen Medien ermöglicht werden; und andererseits raumübergreifende Wechselwirkungen physischer Art, die aus dem Transport von Gütern, Fernlenkwaffen, Luftschadstoffen u. a. m. entstehen.

Im Unterschied zu alokalen Verhältnissen konstituieren sie sich durchaus als Prozesse, die ihre Teilnehmer zumindest noch in der Zeitdimension an gewisse (allerdings meist gelockerte) Synchronisations- und Koordinationszwänge binden. Im Vergleich zu kollokalen Verhältnissen hingegen fällt auf, dass für die Übermittlung von Informationen meist nur ein einziger Transmissionskanal mit begrenzter "Bandbreite" und hoher Selektivität (z.B. nur Schrift, nur akustische Wahrnehmung etc.) zur Verfügung steht, und dass zwischen den Teilnehmern höchstens stark verdünnte (im Falle von konventionellen Massenmedien sogar überhaupt keine) Rückkoppelungen bestehen.

Während eine Theorie alokaler und translokaler Sozialität beim aktuellen Stand der Forschung nicht einmal in groben Umrissen erkennbar ist, können für ein vertieftes Verständnis von Kollokalität mannigfache theoretische Argumentationen und empirische Befunde herangezogen werden, die sich über ein erstaunliches Spektrum historischer Zeitepochen und methodologischer Provenienz erstrecken. *Georg Simmels* pionierhafte Tiefblicke in die Wirkungen räumlicher Nähe und die Gesetzmäßigkeiten sinnlicher interpersoneller Wahrnehmung (Simmel 1908: 479ff.), *G.H. Meads* genetische Theorie symbolischer Bedeutungen aus "vokalen Gesten" (Mead 1934), die theoretisch zentrale Differenzierung zwischen "umweltlichen" und "mitweltlichen" intersubjektiven Verhältnissen im Werke *Alfred Schützs* (Schütz 1974: 227ff.), *Merleau-Pontys* innovative Weiterungen phänomenologischer Analyse auf die Sphäre der "Zwischenleiblichkeit" (vgl. Merleau-Ponty 1976); und schliesslich *Erving Goffmans* tiefdringende Beobachtungen über elementares Sozialverhalten (z.B. Goffman, 1971: passim) oder *Luhmanns* ambitiöser Theorieversuch über einfachste Sozialsysteme (Luhmann, 1972: 51ff.) - damit sind nur einige wenige Beiträge angesprochen, die - ungeachtet ihrer höchst unterschiedlichen epistemologischen und methodologischen Einbettung - als komplementäre Bausteine zu einem einheitlichen Theorieprojekt verstanden werden können.

Sicher müssen auch zahllose Beiträge aus der sozialpsychologischen Experimentalforschung hinzugerechnet werden, in denen irgendwelche Effekte physischer Anwesenheit oder räumlicher Nähe zu den manipulierten Untersuchungsbedingungen oder den ermittelten Wirkungen gehören (vgl. z.B. Latané/Darley 1970; Sheleff 1978; Milgram 1974; Argyle/Dean 1965 usw.).

Im folgenden wird versucht, von der soliden Sprungbasis bisheriger Vorarbeiten aus einen grösseren Schritt in Richtung auf eine derart generalisierte Theorie kollokaler Sozialität zu wagen und daraus (ex negativo) auch korrelative Einsichten in die Natur raumübergreifender (=translokaler) oder raumunabhängiger (=alokaler) Sozialbeziehungen zu gewinnen. Es soll im Laufe der Ausführungen plausibel werden, dass soziale Phänomene auf allen Aggregationsebenen und in allen gesellschaftlichen Handlungsfeldern und Institutio-

nen nutzbringend unter der Perspektive analysiert werden können, wie (und warum) sich bei ihnen kollokale, alokale und translokale Komponenten der Sozialität unterschiedlich (und im Zeitablauf variierend) miteinander verbinden.

Erstes Kapitel:

Zum Funktionsverhältnis zwischen kollokaler, translokaler und alokaler Sozialität

1.1 Diachrone und synchrone Kombinationen

Selbst bei höchstentwickelten Primaten wie Schimpansen und Gorillas darf man davon ausgehen, dass sich ihre sozialen Bindungen fast völlig auf kollokal induzierte Formen der Kollektivierung beschränken: weil ihnen für alokale Beziehungen die psychischen und kulturellen und für translokale Interaktionen natürlich auch die technischen und organisatorischen Voraussetzungen fehlen.

Das geringe Abstraktionsvermögen bewirkt, dass die jeweils anwesenden, sinnlich wahrnehmbaren Artgenossen unweigerlich das Zentrum des Aufmerksamkeitsfeldes besetzen, während Abwesende zwar wohl in Erinnerung behalten werden, kaum aber mit verhaltenslenkender Kraft virtuell gegenwärtig bleiben (vgl. z.B. Kummer 1971: passim). Und *a fortiori* fehlt die Vorstellung personenunabhängig konstituierter Kollektive oder Verbände, die jenseits aller konkreten Einzelinteraktionen zum Objekt symbolischer Repräsentation und (z. B. durch ein Konzept der "Mitgliedschaft") zu einer Bezugsebene der Identifikation und des Handelns werden könnten.

Entsprechend findet sich der Tiersoziologe in einer komfortablen methodologischen Situation: insofern objektivistisch fassbare räumliche Distanzen oder Häufigkeiten körperlicher Berührung ausreichend sind, um über die Qualität interindividueller Sozialbeziehungen wie auch über die Struktur des Gesamtkollektivs adäquaten Aufschluss zu gewinnen (vgl. z.B. Wilson 1975: passim).

Demgegenüber muss eine derart naturalistische Deskriptionsweise beim Menschen selbst für die Erfassung primitivster Formen der Vergesellschaftung völlig versagen, weil sich der Homo Sapiens in allen bekannten kulturellen Milieus in einer zumindest dual konstituierten Sozialität vorfindet, bei der sich kollokale und alokale Bindungen ungefähr die Waage halten und einander wechselseitig relativieren.

So konstituieren sich Jäger- und Sammlergesellschaften auf dem Dualismus zwischen

- kollokalen Sozialbindungen innerhalb der Residenzgruppe ("local band"), deren ausserordentliche zentripetale Integrationswirkung darauf beruht, dass sie für die Mitglieder praktisch den "Gesellschaftskontext" bildet, innerhalb dem sich all ihre alltäglichen Aktivitäten und Interaktionen vollziehen (vgl. Lee/De Vore 1968).
- alokalen Beziehungen, wie sie aus Verwandtschaftsbindungen oder der Zugehörigkeit zu Totemgemeinschaften entstehen und dazu dienen, im Verhältnis zwischen verschiedenen Residenzgruppen Solidaritätsbindungen zu stiften, sowie das Überleben der Gesellschaften während (saisonal bedingter) Phasen ökologischer Dispersion zu sichern (vgl. z.B. Service 1971: 62f.).

Vor allem das Konzept "Verwandtschaft" hat sich über alle Phasen menschlicher Geschichte hinweg als ein universelles Prinzip raumindifferenten Sozialintegration erwiesen, das einerseits irreversible Fragmentierungen menschlicher Populationen in autarke Lokalgruppen verhindert hat, andererseits aber in kollokalen Sozialsystemen immer wieder als Ursache für innere Spaltungen, Spannungen und offene Konflikte wirksam wurde (vgl. Simmel 1908: 513).

Universell verbreitete Inzestverbote und Exogamierregeln haben dazu beigetragen, dass kollokale und verwandtschaftliche Sozialintegration als zwei von einander differenzierte Bindemedien mit unterschiedlicher Reichweite und Funktionalität erhalten geblieben sind, und dass menschliche Sozialverhältnisse mit mannigfachen Ambivalenzen, Loyalitätskonflikten und "cross pressures" durchsetzt blieben, die sich als eine wichtige Voraussetzung für die innere Dynamisierung und erstaunliche Evolutionsfähigkeit der sozialen Strukturfomationen (auf Makro- und Mikroebene) erwiesen haben.

Denn einerseits mussten Lokalgruppen infolge ihrer verwandtschaftlichen Aussenverflechtungen immer offene, austausch- und kooperationsbereite Sozialsysteme bleiben, und andererseits wurden verwandtschaftliche Solidaritäten immer wieder durch den Zwang relativiert, im lokalen Rahmen einen von familiären Herkunftsbindungen unabhängigen Modus vivendi zu finden.

So ist für agrargesellschaftliche Dorfsiedlungen immer ein Zustand labiler, "soziefugaler" Koexistenz zwischen verschiedenen Familien oder Sippen mit ihren konkurrierenden Besitz- und Nutzungsansprüchen charakteristisch geblieben (vgl.: König, 1958: 109ff.): und die politische Geschichte der Städte koinzidiert praktisch mit der Geschichte jener vielfältigen (im okzidentalen Kulturraum bekanntlich besonders erfolgreichen) Versuche, zwischen rivalisierenden Geschlechtern, Ethnien oder Religionsgruppen eine übergreifende Einheit zu stiften (vgl. Weber, 1972: 741ff.). Die dabei zu lösenden Probleme waren aber nicht prinzipiell anders als innerhalb einfacher Jäger- und Sammlergruppen, deren Mitglieder auf Grund exogamer Durchmischung ihre je eigenen, den Lokalkontext in verschiedene Richtungen transzendierenden, Herkunftsloyalitäten aufrechterhalten haben.

Vielleicht diesem über Jahrhunderttausende eingeübten Grundmodell nachgebildet, scheinen die meisten heute bekannten Sozialverhältnisse in einer - je nach ihrer Form unterschiedlichen - Kombination kollokaler und nicht-kollokaler Komponenten ihre optimale Gleichgewichtslage und Funktionsfähigkeit zu finden.

Zwar mögen in moderneren Gesellschaften häufiger als früher Fälle vorkommen, wo jeweils einer der Sozialitätstypen in idealtypischer Reinheit in Erscheinung tritt:

- reine Kollokalität z.B. bei transitorischen Begegnungen (im Zug, Restaurant, Flugzeug u. a.), die im urban-mobilen Lebensmilieu allein aus zufälliger zeitweiser Ko-Präsenz entstehen und keine über den Zeitpunkt des Auseinandergehens hinausgehenden Sozialbeziehungen induzieren;
- reine Alokalität z.B. bei institutioneller Zuweisung von Mitgliedschaften und Statuspositionen (Verwandtschaft, Staatsbürgerschaft, Konfessionalität u. a.), die ohne jegliche Interaktionsprozesse erworben wurden und auch ex post keine interaktiven Vorgänge induzieren;
- reine Translokalität schliesslich bei technologisch vermittelten Ferninteraktionen, die sich auf das Medium eines dafür geeigneten Übertragungskanal (Telephon, Email u. a.) beschränken.

Andererseits wird der untypische und residuale Charakter derart extremer Fälle an der Regelmässigkeit deutlich, mit der sich bei allen differenzierteren, mit Begriffen wie "Sozi-

albeziehung", "Primärgruppe", "Organisation" oder "Institution" umschriebenen soziologischen Gebilden die drei Bezüge zum Raum entweder diachron abwechseln oder synchron miteinander verbinden.

1) Diachrone Phasendifferenzierung

Vor allem für kleinere und/oder strukturell wenig differenzierte Sozialsysteme ist charakteristisch, dass

- reversible Zyklen zwischen Phasen der Kollokalität, Alokazität und Translokazität vollzogen werden,
- irreversible Prozesse der Systemevolution stattfinden, in deren Verlauf sich die den verschiedenen Phasen zugeordneten Zeiträume und Gewichtsverhältnisse systematisch ändern.

So gilt für jede *Freundschaftsbeziehung*, dass sie sich keinesfalls in den objektiv so gut fassbaren "Aktualphasen" physischen Beieinanderseins (mit all ihrer Vielfalt an sinnlichen Wahrnehmungen, emotionalen Reaktionen und mündlichen Kommunikationen) erschöpft. Vielmehr gehören gleichwertig auch ihre "Latenzphasen" dazu, während denen die Partner aneinander denken, einander die Treue halten oder Vorbereitungen für zukünftige Zusammenkünfte treffen (Schütz, 1974: 249).

Das Verhältnis beider Phasen wird durch komplexe, widerstrebende Kräftegruppen in einem labilen und im Zeitablauf leicht veränderbaren Gleichgewicht gehalten: indem die kollokalen Abschnitte z.B. der rituellen Bestätigung, sinnlichen Regeneration und allgemeinen Weiterentwicklung der Beziehung dienen, während die alokalen Intermediärphasen dazu beitragen, Gelegenheiten für wechselseitige Vertrauens- und Treueerweise zu schaffen, zusätzliche emotionale Bindekräfte (z.B. in Form von "Sehnsucht") zu mobilisieren, oder die Beziehung vor den Risiken zu schützen, die mit einem unkontrollierten wechselseitigen Eindringen in die Privatsphäre verbunden sein können (vgl. Simmel 1908: 480ff.).

Auf höherem Aggregationsniveau stellen vor allem "*freiwillige Vereinigungen*" (Vereine, Verbände u. a) einen Systemtypus dar, dessen Komplexität sich eher im *diachronen Wechsel* verschiedener Strukturzustände anstatt - wie etwa bei "Betriebsorganisationen" - im *synchronen Zusammenwirken* funktional spezialisierter Strukturkomponenten, entfaltet. Kollokale Phasen sind häufig auf vorausgeplante und scharf eingegrenzte Zeitabschnitte (Generalversammlungen, Kongresse, Vorstandssitzungen, Festivals u. a.) beschränkt, die der expressiven Artikulation gemeinsamer Werte und Ziele, der Erarbeitung verbindlicher Entscheidungen, der Lösung von Konflikten sowie der rituellen Existenzbekräftigung der Organisation für Mitglieder und Aussenstehende dienen. Dazwischen spannen sich lange Phasen praktisch völliger Alokazität, die nur durch translokale Interaktionen (wie z.B. den Versand von Zeitschriften oder die Einzahlung von Mitgliederbeiträgen) gemildert werden. Während solcher Intermediärphasen sehen sich die räumlich verstreuten Mitglieder einerseits auf ihre subjektiven Dispositionen (Identifikationen, Loyalitäten) und andererseits auf objektive Symbolmuster (z.B. formalisierte Regeln, Pflichtenhefte oder andere Korrelate ihres formalen Mitgliedschaftsstatus) verwiesen, um ihrer Organisationszugehörigkeit konkrete verhaltensprägende Geltung zu verleihen.

Auf noch umfassenderen Niveau schliesslich können "*soziale Bewegungen*" als extensive, unscharf abgrenzbare Felder spontaner Konsenskrystallisation betrachtet werden, die je nach konkretem Anlass kollokale Ausformungen von transitorischer Existenz (z.B. Masendemonstrationen) aus sich entlassen oder formale Organisationen ("social movement

industries") ausbilden, die - wie z.B. aus der Arbeiterbewegung hervorgegangene Gewerkschaften oder sozialistische Parteien - zu eigenständigen Trägern verdichteter Kollokalität werden können (vgl. z.B. Oberschall, 1973: passim; McCarthy/Zald 1987).

Äusserst naheliegend und empirisch gut zugänglich, aber momentan noch völlig unerforscht ist die Frage nach den generellen Gesetzmäßigkeiten, die die Oszillationsfrequenz und die Zeitaufteilung zwischen kollokalen und alokalen Phasen bestimmen, und wie sich diese Verhältnisse in Korrelation mit der äusseren Umwelt und der inneren Systemstruktur, vor allem aber auch mit dem Entwicklungsstadium eines sozialen Gebildes, verändern.

Auf Grund der vielfältigen Voraussetzungen und funktionalen Eigenschaften jedes Phasentypus (vgl. unten) können derartige Fragen wohl immer nur unter Mitberücksichtigung zahlreicher Randbedingungen des jeweils spezifischen Falles beantwortet werden. Zum Beispiel muss man mit dem Paradoxon umgehen, dass gesteigerte Kollokalität (z.B. das Konnubium bei einer heterosexuellen Partnerschaft) als Indikator und symbolischer Ausdruck einer intensiven und dauerhaften Sozialbeziehung fungiert; während umgekehrt ein konsolidiertes Sozialverhältnis gerade dadurch charakterisiert ist, dass es gegenüber langen Phasen der Alokaliät unempfindlich bleibt, oder dass sich häufige Zusammenkünfte von Vereinsmitgliedern in der Masse erübrigen, als sie die meisten geltenden Parameter ihrer Organisation bereits erfolgreich ausgehandelt und festgelegt haben (vgl. z.B. Marcus 1966).

2) Synchrone Strukturdifferenzierung

Auf der Ebene von Organisationen und Institutionen besteht eine der bedeutsamsten, in der bisherigen Forschungsliteratur aber fast völlig vernachlässigten Dimensionen struktureller Differenzierung darin, dass kollokale, translokale und alokale Formen der Assoziierung in ihrer jeweils besonderen Eigenlogik nebeneinander koexistieren und in einem funktional komplementären, teilweise aber auch spannungsvoll-konfliktiven Interdependenzverhältnis zueinander stehen.

So erschliesst sich die volle soziologische Realität einer betrieblichen Formalorganisation (Verwaltung, Industriebetrieb, Klinik, Schule u. a.) nur dadurch, dass man

- die *statusmässige* Einbindung der Mitglieder auf der Basis ihrer völlig alokalen formalen Mitgliedschaft,
- die *rollenmässige* Integration derselben Teilnehmer auf der Basis ihrer regelmässigen Anwesenheit und Arbeitsleistung an der gemeinsamen Betriebsstätte,

gleichgewichtig einbezieht.

Der alokale Mitgliedschaftsstatus gewährleistet, dass über praktisch beliebige Phasen von Absentismus (Krankheit, Streik, Ferien u.a.) hinweg eine völlig invariante Basisbindung aufrechterhalten bleibt, dank der kollokale Anwesenheits- und Kooperationspflichten jederzeit reaktivierbar bleiben.

Als "heterokal" mögen soziale Gebilde bezeichnet werden, in denen sich die Mitglieder verschiedener Subsysteme hinsichtlich der räumlichen Beziehungen, in denen sie zueinander stehen, deutlich voneinander unterscheiden: wobei je nach der Anzahl, Stellung und Funktion der kollokalen Systemkomponenten eher "zentralisierte" und eher "dezentralisierte" Typen unterschieden werden können.

Zentralisierte Heterolokalität findet sich bei jenen überräumlich konstituierten Organisationen oder Institutionen, die eine monozentrische, vorrangig der Führung und Verwaltung des Gesamtsystems dienende Kollokalstruktur besitzen:

- Parteien oder Gewerkschaften, bei denen permanente Leitungsstäbe, Sekretariate oder Verwaltungszentralen die "Stetigkeit der Leitung" (Weber) garantieren und zum Kreis der formalen Mitglieder (bzw. informeller "Sympathisanten") vorrangig translokale Radialbindungen aufrechterhalten;
- politische Gebietskörperschaften, die in den dichtgewobenen Interaktionsbeziehungen auf Parlaments- und Regierungsebene ihr "Nervenzentrum" besitzen;
- Zeitungen und Rundfunkanstalten, die ihre translokal verbreiteten Botschaften von einer punktuell lokalisierten Sendezentrale aus diffundieren;
- regional oder weltweit ausgedehnte Gesellschaftsräume, die von einzelnen Stadtmetropolen (z.B. Rom, Alexandria, Paris u. a.) kontinuierliche Anstösse zu kultureller Innovation oder modischem Wandel erfahren.

Grössere und komplexere Sozialsysteme scheinen ausschliesslich mittels einer monozentrischen kollokalen Kernstruktur in der Lage zu sein, ihre Fähigkeit zur entscheidungsmässigen Selbststeuerung (d.h. ihren Charakter als "Verbände" im Sinne Max Webers) zu bewahren. Oder anders gesagt: sie können paradoxerweise nur in der Masse formale Organisationen sein, als sie in ihrem Zentrum auf ertümlichsten Mechanismen physischer Anwesenheit und interpersoneller Wahrnehmung beruhende (d.h. überaus "informelle") Interaktionsfelder aufrechterhalten.

Dezentralisierte Heterolokalität besteht im umgekehrten Falle, dass zahlreiche kollokale Subsysteme als konstituierende, operative oder reproduktive Subeinheiten eines alokalen Feldes fungieren, das selbst nicht zu einheitlichem kollektivem Handeln befähigt ist.

- Die *industrielle Ökonomie* ist das Erzeugnis eines Evolutionsprozesses, der die kollokale Verdichtung von Produktionsprozessen in betrieblichen Produktionsstätten und die Expansion raumunabhängiger Marktstrukturen als zwei miteinander streng korrelierende Erscheinungen umfasst.
- Die optimale Funktionsfähigkeit der *modernen Wissenschaft* scheint in kritischer Weise davon abzuhängen, dass lokal verdichtete standortgebundene Kooperationsstrukturen (Forschungsinstitute) und überräumliche, teilweise sogar weltumspannende Kommunikationsnetzwerke und professionelle Referenzgruppen in einem gewissen Gleichgewicht zueinander stehen (vgl. Ben-David, 1971; Geser 1975: 1977).
- Die Institution der *Familie* lebt nach wie vor im ertümlichen Polarisationsfeld zwischen den Kollokalbindungen in *lebensgemeinschaftlichen Haushalten* und den völlig alokalen Verknüpfungen auf der Basis *formaler Verwandtschaftsrelationen*, deren funktionale Komplementarität gewährleistet, dass diese traditionsreichste universellste gesellschaftliche Institution unter beliebigen Situationsbedingungen überlebensfähig bleibt.
- Soziale *Klassen* reproduzieren sich auf der Basis ganzer "Galaxien" von Familien, Nachbarschaftssiedlungen, Schulen u. a., die sich in analoger, aber jeweils auf die besonderen lokalen Verhältnisse bezogener Form an der Überlieferung, Sozialisierung und Implementierung schichtspezifischer Kulturmuster und Verhaltensweisen beteiligen (vgl. Dunphy 1972).

Gerade die Eigenzentriertheit und schwierige Aussenkontrolle der verschiedenen kollokalen Subeinheiten (vgl. Kap. 4) kann es erschweren, eines davon soweit zu privilegieren, dass es zur Kernstruktur werden und dem Gesamtsystem "Verbandscharakter" verleihen kann. Oder anders formuliert: Je grösser die Binnenkohäsion und die Selbstregulation koexistierender kollokaler Subeinheiten, desto wahrscheinlicher ist es, dass sie (wie z.B. benachbarte Familienhaushalte) nur in punktuell-transitorische Beziehungen zueinander treten und damit verhindern, dass die umfassende Systemebene kollektive Handlungsfähigkeit gewinnt.

Dennoch gibt es hinreichende Beispiele für den komplexesten, natürlich besonders spannungsreichen Fall, dass sich zentralisierte und dezentralisierte Heterolokalität innerhalb desselben institutionellen Rahmens miteinander verbinden. Kaum ein *Staat* kann beispielsweise darauf verzichten, beim Vollzug seiner Gesetze, aus der besonderen Leistungsfähigkeit örtlich verdichteter Siedlungseinheiten (Gemeinden, Städte) Nutzen zu ziehen; und die *katholische Kirche* als vielleicht unräumlichstes aller Sozialgebilde muss sich auf die im Rahmen von Pfarreien, Gottesdiensten, Pilgerversammlungen etc. wirksam werdenden Integrationskräfte verlassen, um die Darstellung ihrer Symbole und die Teilnahmemotivation ihrer Gläubigen sicherzustellen. Ebenso stellt die *multinationale Unternehmung* schliesslich ein grundsätzlich alokales Gebilde dar, das seine Operativität durch eine Pluralität von Betriebsstätten und seine Integration durch den Monismus einer übergeordneten Verwaltungszentrale sichert.

Die Integration derartiger Mehrebenensysteme pflegt in jedem Fall auf einem labilspannungsvollen Gleichgewicht zwischen zentripetalen und zentrifugalen Kräftegruppen zu beruhen: weil den formalen Ansprüchen auf umfassende zentralistische Steuerung die Tatsache entgegensteht, dass die Binnenprozesse der kollokalen Subeinheiten infolge ihrer Fluidität und Informalität

- einerseits von aussen nicht gut erkennbar und kontrollierbar sind,
- andererseits aber unbedingt intakt gehalten werden müssen, weil auf die dadurch ermöglichten Funktionsleistungen (der Motivierung, Sozialisation, kooperativen Feinsteuerung usw.) nicht verzichtet werden kann.

In rein induktiver Sichtweise gewinnt man den Eindruck, dass soziale Gebilde jeglicher Zusammensetzung, Binnenstruktur und gesellschaftlicher Funktion von transitorisch oder permanent ausdifferenzierten Feldern kollokaler Interaktion abhängig sind, um ihren inneren Zusammenhalt und ihre äussere Adaptationsfähigkeit zu bewahren. Und im besonderen scheint es keine *formal organisierten* Sozialsysteme zu geben, die ihre Fähigkeit zu kollektivem Entscheiden und Handeln nicht auf dieselben urtümlichen Wahrnehmungs- und Kommunikationsprozesse physisch anwesender Individuen abstützen würden, wie sie etwa das Verhältnis zwischen Mutter und Kind oder die Beziehungen innerhalb primitiver Jäger- und Sammlergruppen dominieren.

Ein zweiter induktiver Blick führt zum dem nun keineswegs mehr überraschenden Ergebnis, dass raumgebundene und überräumliche Sozialfelder in einem charakteristischen funktionalen Komplementaritätsverhältnis zueinander stehen, und dass es einige klar identifizierbare, universelle Funktionen gibt, die bevorzugt oder gar ausschliesslich im dichten und diffusen Interdependenzfeld körperlich anwesender menschlicher Personen bewältigt werden können.

Dieser Mangel an funktionalen Äquivalenten wird gerade in der modernen "Weltgesellschaft" besonders deutlich, wo Politiker, Wissenschaftler, Verkaufsleiter oder Unterhaltungsstars erstaunliche Mengen an Zeit, Geld und Mühe in weite Reisen investieren, anstatt modernere translokale Kommunikationstechniken (z. B. elektronische Videokonfe-

renzen) zu benutzen, und wo euphorische Hoffnungen auf die Motivationskraft des "persönlichen Gesprächs" oder das Kreativitätspotential der "offenen Gruppendiskussion" in vielen Institutionen der Anlass sind, eine hypertrophische Kommissions- und Sitzungskultur zu entfalten, die hochkarätigen Kadermitgliedern rigide zeitliche Koordinations- und räumliche Anwesenheitszwänge auferlegt.

1.2. Funktionen der Kollokalität in sozialen Systemen

1) Sozialisation

Alle trans- und alokalen Formen menschlicher Sozialität sind auf ihnen vorausgehende Kollokalfelder angewiesen, in denen sich die frühkindliche Ontogenese des Persönlichkeitssystems sowie die darauf folgende spezifischere Enkulturation der an ihr teilnehmenden Individuen vollzieht.

Ist die Gesellschaft insgesamt an die Funktionalität der *Familie* mit ihren fundamentalsten, generellsten Sozialisationsleistungen gebunden, so vollzieht sich in der *Gemeinde* die primäre Sozialisation in politische Rollen (vgl. Geser 1977); an *Universitäten* die Einsozialisierung in die Wissenskultur weltweiter wissenschaftlicher Professionen und in *kleinen Arbeitsteams* die Assimilation an die informellen Regeln und Praktiken des grossen Betriebs. Auch sehr spezifische Verhaltens- oder Einstellungsänderungen scheinen sich bevorzugt im Medium dichter interpersoneller Wahrnehmung, Kommunikation und Beeinflussung kollokaler Primärgruppen zu vollziehen: so dass translokal rezipierte Massenmedieninhalte häufig nur vermitteltst derartiger informeller Intermediärstrukturen eine nachhaltige Wirkung entfalten (vgl. Lewin 1958; Katz 1957 u. a.).

2) Komplexe Verfahren sozialer Konsensbildung und Entscheidungsfindung

Vorstands- und Kommissionssitzungen, Delegiertenversammlungen und internationale Konferenzen, vielschichtige Sozialpartnerverhandlungen oder subtile Beratungsgespräche beziehen ihre Unentbehrlichkeit alle daraus, dass es im Medium der Kollokalität weitaus am besten gelingt, komplexe Prozesse der Konfliktregulierung, Entscheidungsfindung und Konsensbildung speditiv zu bewältigen. Dieser Vorteil hängt gleichermassen mit der intensiven und kurzfristigen Rückkoppelung wie auch mit der qualitativen Vielfalt der systeminternen Kommunikations- und Interaktionsvorgänge zusammen und wiegt besonders schwer, wenn

- die Beteiligten zu Beginn des Prozesses nur wenig Konsens über Verfahrensweisen, Zielsetzungen usw. voraussetzen können;
- jeweils einmalige, in immer wieder anderer Form auftretende Problemvarianten zu bewältigen sind, so dass keine vorstandardisierten Verfahrensregeln zur Verfügung stehen.

Verhandlungs-, Schlichtungs- und Gerichtsverfahren jeglicher Art illustrieren die Regularität, dass soziale Konflikte auch dann, wenn sie in der translokalen oder alokalen Sphäre entstanden sind, meist nur im Medium kollokaler Interaktion einer Behandlung und Lösung zugeführt werden können. Und die mit wachsender "task uncertainty" zunehmende Frequenz von informellen Konsultationen und Gruppensitzungen (vgl. Van de Ven/Delbecq/König 1976) zeigt deutlich, dass Organisationen ihre Mitglieder um so stärker in aufwendige kollokale Gruppeninteraktion einbinden müssen, je weniger sie sich auf ex ante vorstrukturierte, formalisierte Koordinationsverfahren abstützen (können).

3) Genese sozialer Beziehungen und Systeme

Ähnlich wie die Ontogenese der *Persönlichkeitssysteme* (vgl. oben) scheint sich auch die primäre Entstehungsphase *sozialer Systeme* weitestgehend im Interaktionskontext physisch anwesender Individuen zu vollziehen. Die *Zufallsbegegnung* als Ausgangspunkt für

Bekanntheit, Freundschaft, Partnerschaft oder Ehe, der *um den charismatischen Führer gescharte Jüngerkreis* als Keimzelle einer Weltreligion; die *"Rütliversammlung"* als Gründungsakt der schweizerischen Eidgenossenschaft oder der *"Wiener Kongress"* als Ursprung der europäischen Staatenstruktur des 19. Jahrhunderts - überall manifestiert sich dieselbe endogene Kapazität kollokaler Begegnungen zur Autokatalyse von sozialen Strukturen, die sich nachher von ihrem Entstehungskontext ablösen und im Medium der Translokalisierung oder Alokalisierung überdauern können.

Vor allem in Phasen der Weiterentwicklung oder Umbildung sehen sich soziale Systeme genötigt, dem "verflüssigten" Aggregatzustand kollokaler Interaktion (z.B. durch höhere Frequenz und Dauer von Mitgliederversammlungen oder Gremiensitzungen) mehr Raum zu gewähren: während lokale Zeitperioden eher "Erstarrungsphasen" darstellen, bei denen lokal generierte Strukturverhältnisse und Konsensbildungen oft allein aus Mangel an Kommunikation unverändert kontinuierlich (vgl. Schütz, 1962: 249).

4) Kulturelle Innovationen

Neben der Genese *personaler* und *sozialer Systeme* scheint auch die Entstehung *neuartiger kultureller Muster* an das Substrat kollokaler Interaktion gebunden, weil dank intensiver Rückkoppelungen die Kommunikabilität und Akzeptanz neuer Kreationen gut ausgetestet werden kann, und weil sie meist zuerst in einem primären Kreis von Rezipienten und Mitgestaltern jene Form finden müssen, dank der sie translokal diffundierbar und/oder in externalem, interaktionsunabhängigem Aggregatzustand speicherbar werden.

So hat sich die *am Hof des Königs verdichtete Adelsgesellschaft* zur Zeit des Absolutismus als ein höchst aktives Innovationszentrum für neue Formen des ("höflichen") Verhaltens u. a. m. erwiesen (Elias, 1983); und die wohl immer unersetzliche gesellschaftliche Funktion der *Grossstadt* besteht darin, dass in ihren vielfältigen informellen Zirkeln und öffentlichen Lokalisationen (Kneipen, Galerien, Theater u. a.) kulturelle Innovationen ausgebrütet, selektiert und vorgeformt werden, die nachher in standardisierter Form (z.B. als verfilmtes Musical, gängiger Sprachjargon, standardisierter Tanzrhythmus, Konfektionskleid oder Versandhausartikel) ihre translokale Ausbreitung finden.

5) Objektivierende Repräsentation sozialer Kollektive und kultureller Muster

Die gemeinsame Anwesenheit mehrerer Personen erzeugt ein sinnlich objektiv wahrnehmbares, für Teilnehmer und äussere Beobachter gleichermaßen evidentes "Miteinander", ein in der physischen Welt positiver Faktizität wurzelndes Gebilde, dessen Existenz und Umfang

- im Unterschied zu blossen Identifikations- und Bezugsgruppen unabhängig von subjektiven psychischen Dispositionen und
- im Unterschied zu formalen Institutionen unabhängig von Schriftdokumenten oder anderen kulturellen Mustern

gesichert ist (vgl. Kap. 4).

Dank dieser autonomen Konstitutionsweise eignen sich kollokale Personenaggregate, um als "lebende Symbole" unüberbietbar deutlich die Existenz und Identität eines überräumlichen sozialen Gebildes zu einer örtlich begrenzten, aber dafür um so sichtbarer Darstellung bringen. Vor allem nicht formalisierte Sozialsysteme sind völlig auf dieses physische Medium der Selbstdarstellung angewiesen: Ein *unverheiratetes Paar* benötigt dringender als das Ehepaar das regelmässige Konubium, um - im Innen- wie im Aussenverhältnis - dem konsensualen Willen zum gemeinschaftlichen Zusammenleben Ausdruck zu verleihen; und die noch nicht in formale Organisationen geronnene *soziale Bewegung* verliert jegliche Existenz, wenn nicht gelegentliche Massendemonstrationen, "sit-ins", Sternmärsche u.a. ihren Weiterbestand bezeugen.

Aber auch gewerkschaftliche Jahreskongresse, wissenschaftliche work shops, liturgische Messfeiern, militärische Paraden oder Verwandtentreffen anlässlich von Taufe, Heirat oder Beerdigung dienen ungeachtet ihrer übrigen Funktionen immer auch dem Zweck, sowohl den Mitgliedern wie auch aussenstehenden Dritten die Existenz, den Zusammenhalt, die beeindruckende Grösse und die Funktionsfähigkeit eines im Prinzip alokalen Kollektivgebildes überzeugend vor Augen zu führen.

6) Verdichtete Kooperation und Kontrolle

Kollokalität bietet die günstigste Voraussetzung, um individuelles Handeln unter Bedingungen maximaler sozialer Kontrolle, permanenter Beeinflussung und differenzierter koordinativer Steuerung stattfinden zu lassen: so dass es möglich wird, trotz hoher komplementärer Differenzierung und zeitlicher Variabilität des Rollenverhaltens ein hohes Niveau an Gesamtintegration und berechenbarem Kollektivhandeln aufrechtzuerhalten. Entsprechend war z.B. die Konzentration der Handwerker im Manufakturbetrieb eine notwendige Voraussetzung, um nachher zur industriellen Zerlegung und Rationalisierung der Arbeitsvorgänge übergehen zu können (Braverman 1974: 59), und die Verdichtung verschiedener öffentlicher Verwaltungsstellen im selben Gebäude kann unentbehrlich sein, wenn vielschichtige, hohe Koordination erfordernde administrative Probleme bewältigt werden müssen (vgl. Geser, 1981: 227ff.).

7) Feinadaptation an partikuläre Situationen und Personen

Aus der Perspektive des überräumlichen Gesamtsystems bildet jede kollokale Subeinheit eine partiell autonome "periphere Grenzstation", zu der es sich in einem teils *symbiotischen*, teils *spannungsvoll-konfliktiven* Verhältnis befindet.

Die *symbiotische* Beziehung entsteht dadurch, dass allein das kollokale Feld in der Lage ist, den partikulären Bedingungen verschiedener lokaler Umweltnischen oder den idiosynkratischen Merkmalen einzelner Mitglieder Rechnung zu tragen: so dass sie mit wachsender Heterogenität und zeitlicher Variabilität der Teilumwelten und der Mitglieder stark an Bedeutung gewinnen. So bilden die *einzelnen Gemeinden* für den Staat derartige Peripherstellen, in denen sich eine mit lokalen Gegebenheiten gut vereinbare, dennoch aber institutionell stabilisierte und legitimierte Vollzugspraxis öffentlicher Gesetze einspielen kann (vgl. Lipsky 1976, Geser 1987a: 28f.); und die Reichweite *kirchlichen Einflusses* wäre viel geringer, wenn die generellen institutionellen Normen nicht innerhalb der örtlichen Pfarreien mit den Bedürfnissen und Gepflogenheiten der Lokalbevölkerung vermittelt würden.

Das *konfliktive* Verhältnis rührt natürlich daher, dass sich im Kollokalsystem deviante subkulturelle Differenzierungen ausprägen können, die sich nicht nur der Kontrolle durch die Institution entziehen, sondern oft nicht einmal der Steuerung durch die Teilnehmer selbst zugänglich sind. So kann eine von Unterschichten bewohnte brasilianische "favela" zu einer resistenten Solidargemeinschaft werden, die den Vollzug staatlicher Polizeimassnahmen erfolgreich blockiert (vgl. Leeds 1973); und im geschlossenen Kleinbüro können leicht Gewohnheiten Platz greifen, die den Prinzipien effizienter, einheitlicher Betriebsführung widersprechen (vgl. Fritz 1982).

Alle Sozialsysteme erhalten eine Komponente innerer Labilität, Widersprüchlichkeit und Wandelbarkeit auf Grund der Tatsache, dass ihre Mitglieder gleichzeitig dem alokalen Gesamtfeld *und* irgendeiner seiner kollokalen Subeinheiten angehören und die Inkongruenzen beider Perspektiven ständig zu einem gewissen Ausgleich bringen müssen.

Zusammenfassend liesse sich formulieren, dass überräumliche Sozialsysteme kollokale Subeinheiten für all jene Funktionen in Dienst nehmen müssen, die eine hohe Intensität sozialer Kommunikations- und Interaktionsprozesse erforderlich machen. Ein unkontrolliertes, strukturerozierendes Hineinfluten dieser Prozessualität wird dann dadurch vermin-

dert, dass diese kollokalen Subeinheiten insuliert werden, oder dass sich das System nur gegenüber einem einzigen, seiner Verwaltung und Führung dienenden, Kollokalsystem (z.B. Parlament, Regierungskabinett u.a.) sensibilisiert.

Genau umgekehrt sind Kollokalsysteme oft darauf verwiesen, sich im überlokalen Raum "Struktur auszuleihen", um nicht alle Vorbedingungen ihres Funktionierens endogen erzeugen zu müssen, und um nicht in einem Eskalationsprozess unkontrollierter Rückkopplungen irgendwohin abgetrieben zu werden. Dies geschieht typischerweise dadurch, dass die in der alokalen Sphäre fixierten Statusdifferenzierungen, Verfahrensregeln, Verteilungsprinzipien oder Themenstellungen auch in der Kollokalgruppe Beachtung finden, so dass eine funktionsfähige Primärstruktur erzeugt wird, von der dann autonome weitere Strukturbildungen ihren Ausgang nehmen können (vgl. z.B. Gillespie/Birmbaum 1980)

Müssen Alokalsysteme den Influx von prozessualer Dynamik aus der kollokalen Sphäre begrenzen, so stellt sich bei Kollokalgruppen das umgekehrte Problem, die Induktion struktureller Erstarrung aus dem alokalen Umfeld in Grenzen zu halten: z.B. indem gesellschaftliche Prestigerangordnungen durch differierende Kriterien "persönlicher Wertschätzung" teilweise ausser Kraft gesetzt werden (vgl. Wurzbacher/Pflaum 1954: 73; Faunce/Smucker 1969), oder indem man sich den Luxus leistet, den simplifizierten Regeln der Formalorganisationen einen Vorrat vielfältiger, ständig revidierbarer Rollenverteilungen oder Verfahrensnormen entgegensetzen (vgl. Strauss 1964: passim).

Zweites Kapitel:

Die komplexe Mehrebenenstruktur kollokaler Interaktionen

2.1 Fünf Systemniveaus interpersoneller Wechselwirkungen

Im Vergleich mit anderen empirischen Objekten zeichnet sich das menschliche Individuum dadurch aus, dass es gleichzeitig auf einer unübertroffenen grossen Zahl verschiedener Realitätsebenen und Systemniveaus existiert:

- 1) Als *physisches Ding*, das wie alle lebenden und toten Gegenstände in räumlich-zeitlichen Koordinaten lokalisierbar und in objektiven Termini von Masse, Gewicht, chemischer Zusammensetzung u. a. beschreibbar ist. Dies ist die niedrigste, selbstgenügsamste Ebene seiner Existenz, die ungeachtet seiner "höheren" Funktionsebenen lebenslänglich persistiert und meist auch sein biologisches Ableben eine Zeitlang überdauert;
- 2) als *lebender Organismus*, der wie alle Metazoen auf der Basis einer genetisch fixierten Anatomie und Physiologie atmet, Nahrung aufnimmt, Residualstoffe ausscheidet, einer charakteristischen Sequenz von Reifungs- und Alterungsphasen unterliegt und sich an der Reproduktion seiner Gattung mitbeteiligt;
- 3) als *Träger sensorischer Wahrnehmungs- und motorischer Verhaltenskapazitäten*, mit deren Hilfe er in der Lage ist, sich zu seiner Umwelt wie auch zu sich selbst zu "verhalten", d.h. in ein eigenselektives (nicht hinreichend durch Stimulus-Response-Modelle erfassbares) Verhältnis zu setzen;
- 4) als psychisches *Persönlichkeitssystem mit der Fähigkeit zu sinnhaftem Erleben und Handeln*, das seine Wahrnehmungen und Verhaltensweisen in einen autonom konstituierten Horizont von Bedeutungen und Verweisungen integriert, mit Zeichen und Symbolen umgehen kann und sich durch prospektive Zwecksetzungen einerseits und retrospektives Erinnern andererseits von unmittelbaren Aktualgegebenheiten emanzipiert;
- 5) Als *kommunikations- und rasonnierfähiges Subjekt*, das im Medium der *Sprache* in der Lage ist, eine unbegrenzte Vielfalt von sinnvollen Aussagen zu formulieren und mit anderen Subjekten in diskursive Reflexions- und Verständigungsprozesse zu treten.

Mit der Vorsicht, die bei überwiegend induktiv gewonnenen empirischen Verallgemeinerungen immer am Platze ist, lassen sich hinsichtlich der Verhältnisse, in denen diese fünf Ebenen zueinander stehen, die vier folgenden Gesetzmässigkeiten formulieren:

1) Asymmetrische Bedingungsverhältnisse "von unten"

Während jede niedrigere Ebene unabhängig von allen höheren persistieren kann, so setzt jedes höhere Niveau das adäquate Funktionieren aller niedrigeren Niveaus als notwendige Bedingung voraus. So findet man sehr wohl, dass physische Gegenständlichkeit ohne Leben, Leben ohne Sensomotorik, Sensomotorik ohne Sinn und Sinn ohne Sprache einhergehen kann, während das Umgekehrte in keiner Weise gilt.

Als Korrelat ergibt sich die Hypothese, dass die Gesetzmässigkeiten einer jeden Ebene für alle höheren Niveaus unverbrüchliche Gültigkeit besitzen: so dass nichts Biologisches auftreten kann, was physikalischen Kausalgesetzen widerspricht und kein intentionales

Handeln vorkommt, das die Restriktionen physiologischer und sensomotorischer Prozesse nicht respektiert.

2) Nach oben hin zunehmende Variabilität, Unvorhersehbarkeit und Temporalisierung

Während für die Erfassung niedriger Ebenen relativ simple und deterministische Modelle physikalisch-chemischer Gesetzmässigkeit hinreichend sind, müssen auf höheren Niveaus immer grössere Spielräume der Variabilität und Unkalkulierbarkeit in Rechnung gestellt werden, die mit den hohen Freiheitsgraden senso-motorischer Abläufe und sinnhafter Deutungsmuster zusammenhängen und in der grenzenlosen Freiheit und Unvoraussagbarkeit sprachlicher Satz- und Textkonstruktionen - die auch Abwesendes, Vergangenes, zukünftig Erwartbares, nur Mögliches, ja sogar das Unmögliche thematisieren können - ihr unüberbietbares Maximum erreichen. Vor allem muss ein *Anwachsen an Temporalisierung und Irreversibilisierung* in Betracht gezogen werden: in dem Sinne, dass sich die Systemkomplexität immer mehr in diachronen Abläufen anstatt im synchronen Zusammenspiel differenzierter Systemkomponenten manifestiert (vgl. Luhmann, 1984) und sich das System zunehmend "historisiert", weil jedes aktuelle Geschehnis die Bedeutung aller früheren und die Bedingungen für alle nachfolgenden Prozesse verändert.

3) Nach oben hin zunehmende Eigenselektivität und Intentionalisierung

Hinsichtlich seiner niedrigeren Existenzebenen sieht sich der Mensch völlig exogenen, seiner Manipulation unzugänglichen Wirkungszusammenhängen ausgeliefert: er kann sich niemals aus seiner physischen und biologischen Körperlichkeit befreien und findet es überaus schwer, gewisse "unwillkürliche" Vorgänge der Sensomotorik (z.B. die Wahrnehmung aufdringlicher Gerüche oder den Vollzug habitualisierter Bewegungen) zu unterdrücken.

Auf höheren Niveaus finden menschliche Personen sich selbst und die andern als autonome Subjekte vor, die frei darüber verfügen, ob sie das höhere Steuerungsniveau überhaupt aktivieren wollen, und welche der unendlich vielfältigen Spezifikationsmöglichkeiten sie wählen. Am ausgeprägtesten zeigt sich diese Autonomie im *Sprachverhalten*, bei dem "Reden" und "Schweigen" immer prinzipiell gleich zugängliche Alternativen verfügbar sind: so dass dem Sprecher normalerweise sowohl die Tatsache, dass er gesprochen hat, wie auch die spezifischen *Inhalte* seiner Rede als selbstgewähltes, zu verantwortendes Handeln zugerechnet werden (vgl. Luhmann 1972).

4) Abwärts gerichtete Prozesse koordinativer Steuerung und semantischer Spezifikation

Ist jede Systemebene einerseits an die Bestandesbedingungen und Gesetzmässigkeiten aller sie fundierenden niedrigeren Ebenen gebunden, so vermag sie andererseits doch diese inferioren Niveaus teilweise mit ihrer autonomen Selektivität zu penetrieren und ihnen zu einem relativ unwahrscheinlichen Zustand geordneter Komplexität zu verhelfen. So muss die chemische Zusammensetzung eines Organismus weitgehend als Produkt biologischer Vorgänge der Stoffumwandlung (Metabolismus, Sekretion etc.) verstanden werden, während Tiere durch ihr Verhalten sowohl auf den räumlichen Standort ihres Körpers wie auf mannigfache physiologische Vorgänge (Nervenreizung, Muskelkontraktion, Hormonausschüttungen) Einfluss nehmen können, und Menschen schliesslich zweifellos in der Lage sind, ihre Verhaltensweisen unter dem Gesichtspunkt zweckgerichteter Handlungsentwürfe selektiv zu organisieren und zumindest einen Teil dieser Handlungen in überindividuell organisierte Handlungssysteme zu integrieren.

Ein weiteres "abwärtsgerichtetes" Bedingungsverhältnis betrifft die Prozesse semantischer Spezifikation. Weil die Zustandsformen auf den niedrigen Niveaus auf Grund ihrer geringen Differenzierbarkeit nur wenig "immanente Information" mit sich tragen, müssen sie ihren präzisen Sinn von einem auf übergeordnetem Niveau konstituierten semantischen Kontext zugewiesen erhalten. Beispielsweise ist die schiere leibliche *Anwesenheit*

an einem Ort so wenig informativ, dass ihre Bedeutung nur durch die dort vollzogenen Verhaltensweisen schärfere Konturen gewinnt; und das *Repertoire an Gesten* ist so beschränkt, dass es einer meist sprachlich explizierbaren Normierung (Anstandscode, Spielkonventionen, Verkehrsregeln u. a. bedarf, um ihre eindeutige und konsensuale Interpretationsweise zu sichern (vgl.2.2.4).

Unter "Kollokalität" (bzw. "Ko-Präsenz") kann nun exakter als oben jene Situation verstanden werden, in der zwei oder mehr menschliche Personen auf Grund gleichzeitiger Anwesenheit im selben Raumabschnitt auf jeden Fall auf der Ebene physischer Körperlichkeit und senso-motorischer Prozesse, meistens aber zusätzlich auch auf höheren Systemniveaus in Wechselwirkung treten. Der unverbindliche (dafür analytisch allerdings sehr unscharfe) Simmel'sche Begriff der "*Wechselwirkung*" mag vielleicht am besten die ganze Vielfalt möglicher Interrelationen einbegreifen, die sich vom rein physikalisch bedingten Übereinanderpurzeln im Strassenbus über die wechselseitige Geruchswahrnehmung, den Austausch von Blicken und sexuellen Streicheleinheiten bis zur Rede und Gegenrede im sprachlichen Diskurs erstrecken.

Die fundamentalen Grundlinien einer "allgemeinen Theorie menschlicher Kollokalität" werden bereits deutlich sichtbar, wenn man die soeben formulierten Basishypothesen über Zusammenhänge zwischen den fünf Systemebenen heranzieht, um daraus einige durchaus inhaltsreiche Propositionen über die Struktur interpersoneller Kollokalverhältnisse zu deduzieren.

Aus dem *ersten* Prinzip (der asymmetrischen Abhängigkeiten) lässt sich ableiten, dass Wechselwirkungen auf jeder Ebene zwar sehr wohl ohne das Mitwirken höherer Niveaus zustande kommen, andererseits aber immer alle niedrigeren Ebenen mitimplizieren. So ist die *unbemerkt bleibende Übertragung einer Infektionskrankheit* ebenso gut denkbar wie eine *unwillkürliche Abstimmung von Körpergebärden* oder ein *wortloser Blick*; aber in jedem *Handlungsvollzug* vergegenwärtigt sich unweigerlich die ganze Person, wie die sich rein physisch zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem gewissen Ort aufhält, sich in einem spezifischen physiologischen Zustand (der Müdigkeit, Hungerigkeit, Erregtheit u. a.) befindet und über bestimmte sensomotorische Fähigkeiten gebietet. Und *a fortiori* kann man keinen *Satz aussprechen*, ohne in Tonfall, Mimik, Gestik, ja in der Farbe der Gesichtshaut paralinguistische Informationen darüber mitzuliefern, unter welchen Bedingungen psychischer und physischer Befindlichkeit man seine Äusserungen vollzieht (vgl. Poyotas 1981).

Aus dem *zweiten* Prinzip ergibt sich, dass auf niedrigeren Niveaus relativ einfache und berechenbare, in ihrer Variabilität eng begrenzte und in *synchroner* Konstellation auftretende Interdependenzen vorherrschend sind, während auf höheren Ebenen *diachrone* Prozesse höchst mannigfaltiger und unvorhersehbar-wechselnder Art akkordiert werden müssen. So erhalten Kollokalsysteme durch die invariante körperliche Erscheinungsform und physiologischen Funktionsweisen ihrer Teilnehmer eine "infrastrukturelle" Basis, deren Stabilität jenseits aller psychischen Prädispositionen, sozialen Erwartungen oder kulturellen Deutungsmuster gesichert ist, und die deshalb gut zum Aufbau interner sozialer Strukturen genutzt werden können. Auch die "vorprädikativen", oft in frühen Phasen der Ontogenese habitualisierten Repertoires *sensorischer Wahrnehmung* und *motorischer Verhaltensabläufe* (z.B. Gewohnheiten des Essens, Gehens, räumlichen Distanzhaltens u. a.) können noch als mitstabilisierende Faktoren wirksam sein: während *sinnhaftes Erleben und Handeln* als dauernde Quelle unbeherrschbarer Dynamik, Variabilität, Ungewissheit und "doppelter Kontingenz" in Rechnung gestellt werden muss. In der *sprachlichen Kommunikation* schliesslich müssen derart grenzenlose Beliebigkeiten bewältigt werden, dass sie nur unter striktester Beachtung diachroner Ablaufsregeln (z.B. dass zu

jedem Zeitpunkt nur einer spricht) und im Rahmen spezifischer Themenvorgaben (Luhmann 1972) vonstatten gehen kann (vgl. 2.2.5).

Kollokalsysteme sind also dazu prädisponiert, sich in einem besonders weiten Spannungsfeld zwischen äusserst *stabilen Strukturparametern* einerseits und unübertrefflich *labilen Prozessabläufen* andererseits zu konstituieren. *Georg Simmel* hat mit seiner Unterscheidung zwischen der Synchronizität der visuellen Wahrnehmung (z.B. des menschlichen Antlitzes) und der Diachronizität der akustischen Sprachkommunikation bereits einsichtsvoll auf diese Polaritätsachse hingewiesen: allerdings ohne ihrer *ganzen vielstufigen Differenziertheit* Rechnung zu tragen (vgl. Simmel 1908:485ff.).

Die Anwendung des *dritten* Prinzips führt uns zur Schlussfolgerung, dass menschliche Personen einander mit ansteigendem Niveau ihrer Wechselwirkungen zunehmend als autonome Subjekte begegnen, die für ihre Emissionen und Rezeptionen selbst verantwortlich sind - und deshalb mit den vielfältigen Risiken "doppelter Kontingenz" umgehen müssen. Während sprachliche Äusserungen praktisch immer (ausser vielleicht in Zuständen des Träumens, der psychischen Umnachtung u. a.) als eigenselektive, intentionale Akte zugerechnet werden, die je nach der Entscheidung des Emittenten auch hätten vermieden oder anders ausfallen können, so ist es bereits bei vielen gestisch-mimischen Äusserungen ("Wahrnehmungslassungen") unklar, inwiefern sie als zwangshafte Reflexreaktionen, als spontane Gefühlskundgaben oder als zweckhaft intendierte Handlungen zu deuten sind. Denn aus den intrinsischen Eigenschaften derartiger Verhaltensweisen kann man oft nicht ersehen, in welchem Masse sie physiologischen, senso-motorischen oder psychischen Prägekräften unterliegen. Und *a fortiori* kann man kaum jemanden für sein Schnarchen bei Nacht, seine fahle Gesichtsfarbe oder seine ernsthafte Erkrankung zur Rechenschaft ziehen: so wenig wie ein kleines Kind dafür kann, dass es üblicherweise dauernd in der Wohnung seiner Familie körperlich anwesend ist und vom elterlich verordneten Gemüsebrei Verdauungsprobleme kriegt.

Im Unterschied zu schriftlich korrespondierenden oder einander telefonierenden Personen sind kollokale Individuen deshalb immer *auch* mit Aspekten ihrer Befindlichkeit anwesend, die sie selbst nicht unter Kontrolle haben, nichts mit den aktuellen Inhalten und Zielen der Interaktion zu tun haben und die auch keinen interpersonellen Beeinflussungsprozessen zugänglich sind.

Aus dem *vierten* Prinzip schliesslich kann man ableiten, dass Individuen partiell in der Lage sind, niedrigere Systemniveaus mit der höheren Komplexität, temporalen Variabilität und Eigenselektivität der übergeordneten Niveaus zu penetrieren. So können die Teilnehmer von sich selbst und allen andern wissen, dass sie im Rahmen physikalischer und biologischer Gesetzmässigkeiten in der Lage sind

- den räumlichen Aufenthaltsort ihres Körpers autonom zu bestimmen ("freiwillige Anwesenheit");
- ihr körperliches Erscheinungsbild und Mienenspiel als taktisches Mittel zweckorientierter Interaktion (z.B. im Sinne des "impression management") zu verwenden;
- sprachliche Beschreibungen (wenn auch sehr selektiver Art) von den physischen Merkmalen, psychischen Stimmungslagen, Verhaltensgewohnheiten, und Handlungsabsichten ihrer selbst und anderer anzufertigen.

Komplizierend tritt die Möglichkeit vielfältiger "diagonaler" Wechselwirkungen hinzu, an denen die verschiedenen Teilnehmer auf unterschiedlich hohen Steuerungsniveaus partizipieren: z.B. wenn der Arzt einen narkotisierten Patienten operiert oder der alte Bekannte ein mir selbst unbemerkt bleibendes Altern meiner Gesichtszüge registriert.

Bereits im denkbar einfachsten *bilateralen* Sozialverhältnis wird die Vielschichtigkeit der Problematik dadurch erhöht, dass EGO und Alter dasselbe Verhalten unterschiedlich interpretieren: mein Aufbleiben zu später Stunde kann mir als selbstgewähltes Handeln zugerechnet werden, während ich selber meine (physiologisch bedingte) Schlaflosigkeit dafür verantwortlich mache.

Und bei drei oder mehr Personen sind die Komplikationsmöglichkeiten geradezu unbegrenzt: weil jeder Teilnehmer potentiell in der Lage ist, sich über

- sein eigenes Verhältnis zu andern Mitgliedern
- die Verhältnisse dieser dritten Mitglieder untereinander

Vorstellungen und Beschreibungen zu verschaffen, die - samt den Diskrepanzen, die mitthematisiert werden - auch wieder diskrepant sein können.

Eine soziologische Theorie der Kollokalität darf davon ausgehen, dass interpersonelle Wechselwirkungen auf rein physikalischer oder biologischer Ebene ohne weiteres den dafür zuständigen naturwissenschaftlichen Disziplinen überantwortet werden können. Der Zusammenprall zweier Motorradfahrer oder das Knappwerden der gemeinsamen Atemluft im Zivilschutzbunker - diese Ereignisse sind per se auch dann nicht Forschungsgegenstände der Sozialwissenschaft, wenn sie weitreichende psychologische oder soziologische Ursachen oder Folgewirkungen haben.

Andererseits wäre es allzu restriktiv, nur "horizontale Relationen auf hohem Niveau" einzuschliessen, an denen sämtliche Teilnehmer auf dem Niveau sinnhaften Erlebens und Handelns oder sprachlicher Kommunikation partizipieren. Denn man würde in die Sphäre der gemeinhin als "sozial" definierten Erscheinungen eine höchst artifizielle, unplausible Schnittlinie legen, wenn man z.B. die medizinische Operation mit Narkose radikal von einem Eingriff ohne Betäubung trennen oder einen heimtückischen Schuss aus dem Hinterhalt grundsätzlich anders als eine Tötung im aktiven Kampf behandeln wollte.

Deshalb darf und soll sich die Soziologie für alle jene Kollokalsituationen zuständig fühlen, in denen mindestens *eine* Person sinnhafte oder sprachlich-kommunikative Dispositionen aufrechterhält, die - im Gefolge von *Schütz* - als "Fremdeinstellungen" und "Fremdwirkungen" bezeichnet werden können (vgl. Schütz 1974: passim). Deshalb sind es eminent soziale Situationen, wenn eine Mutter ihrem Neugeborenen die Brust anbietet, das bewusste Opfer des Verkehrsunfalls "erste Hilfe" erhält oder wenn das absichtliche "Vergessen" der Verhütungspille der Grund ist, dass ein Sexualakt zur Empfängnis und Geburt eines Kindes führt.

2.2 Vier komplementäre Ebenen sinnhafter Kommunikation

2.2.1 Zur Hierarchie der vier Kommunikationsebenen

Nichts wäre verfehelter als das reduktionistische Vorurteil, dass man bei der Analyse kollokaler Sozialbeziehungen gewissermassen auf die einfachsten Elementarbausteine der sozialen Welt stossen könnte, aus deren Kombinationen und Abwandlungen dann alle die komplexeren Erscheinungen (Gruppen, Organisationen, Institutionen, Gesellschaften) entstehen würden. Vielmehr findet man gerade in dieser urtümlichsten und alltäglichsten, universellsten und voraussetzungslosesten Sphäre menschlicher Sozialität besonders vielschichtige strukturelle Aufbauprinzipien vor: weil die verschiedenen Ebenen physischer, senso-motorischer, sinnhafter und sprachlicher Wechselwirkungen weniger als anderswo voneinander ausdifferenziert und verselbständigt sind, sondern sich auf diffuse Weise wechselseitig durchdringen.

Diese Komplikationen bleiben auch dann bestehen, wenn man "horizontale Wechselwirkungen auf tiefem Niveau" (z.B. rein physikalische oder biologische Kausalverhältnisse zwischen menschlichen Körpern) als nicht-soziologische Untersuchungsgegenstände aus dem Gesichtsfeld eliminiert (vgl. 2.1). Denn es bleiben dann immer noch all die "diagonalen" Verhältnisse erhalten, die aus der Abwärtspenetration übergeordneter Steuerungen entstehen.

Konkret bedeutet dies, dass sich die sinnhaften und kommunikativen Verhältnisse anwesender Personen niemals nur im Austausch intentionaler Handlungen oder Sprechakte erschöpfen: weil jeder in der Lage ist, auch die physische Körperlichkeit, die biologischen Bedürfnisse oder die unwillkürlichen senso-motorischen Verhaltensweisen der Anderen sinnhaft zu erleben und sprachlich zu thematisieren. Und weil jeder weiss, dass dies wechselseitig geschieht, werden alle versuchen, durch selektive Manipulation ihrer rein physischen Kundgaben auf ihre Partner gewisse Wirkungen zu erzielen und ihnen bestimmte Mitteilungen zukommen zu lassen, welche die Kommunikationen auf höheren Ebenen teils unterstützen, teils abschwächen oder gar konterkarieren.

Charakteristisch für Kollokalität ist deshalb, dass gleichzeitig mehrere, völlig verschiedenartige Trägermedien für teils intentional gesendete, teils unabsichtlich emittierte, immer aber sinnhaft dekodierbare Kundgaben zur Verfügung stehen.

Im Sinne der vorhin (vgl. 2.1) explizierten theoretischen Prinzipien ist ihr Verhältnis zueinander derart, dass jedes niedrigere Medium als notwendige Ausgangsbasis für alle "höheren" fungiert, und dass mit zunehmender "Höhe" des benutzten Kanals

- immer komplexere und variabelere Botschaften gesendet werden können,
- die Enkodierungs- und Dekodierungsprozesse besser kontrollierbar und intentional gestaltbar werden,
- die "Temporalisierung" zunimmt: so dass Übermittlungsprozesse immer mehr Zeit beanspruchen und dem Selektivitätsdruck der Zeitknappheit unterliegen.

Im Minimum ist es notwendig, die folgenden vier Niveaus sinnhaften Ausdruckhandelns und Erlebens voneinander zu unterscheiden, die für den soziologischen Beobachter in Termini relativ objektiver Unterscheidungsmerkmale identifizierbar sind und aus demselben Grund auch von den sozialen Akteuren selbst als voneinander differenzierte Ebenen interpersoneller Erfahrung unterschieden werden:

1) "Anwesenheit"

Das wechselseitig evidente Faktum des räumlichen Hierseins einer Person in ihrer physischen Körperlichkeit ist der generellste, fundierendste Ausgangspunkt für alle spezifischere interpersonelle Erfahrung, Interaktion oder Kommunikation. Als undifferenziertestes individuelles "Basisverhalten" ist der Ausdruckswert schieren Anwesendseins normalerweise derart unspezifisch, dass der "subjektive Sinn", den der Anwesende damit verbindet, meist nur in einem umfangreichen Horizont von Situationsbedingungen und Verhaltenserwartungen erschlossen werden kann.

2) "Persönliche Erscheinung"

Sie umfasst alle an der physischen Körperlichkeit festgemachten, zumindest im aktuellen Interaktionskontext relativ invarianten Merkmale (Hautfarbe, Geschlecht, Gesichtszüge, Haltung, Frisur, Kleidung u. a.), mit denen ein Individuum den Mitbewohnenden ein teils absichtlich manipuliertes, teils nicht manipulierbares Simultanbild seiner Persönlichkeit vermittelt. Setzt sie einerseits "Anwesenheit" voraus, so fungiert sie selber wieder als der Boden, aus dem alle variableren Kundgaben (Gestik, Sprechakte) herauswachsen und ihre spezifische Deutung gewinnen.

3) "Gestik"

bildet den zusammenfassenden Ausdruck für alle variablen Verhaltenskundgaben, wie sie einerseits bei intentionalen Akten nichtverbaler oder paralinguistischer Kommunikation, andererseits aber genauso als unbeabsichtigte Begleiterscheinungen irgendwelcher senso-motorischer Abläufe oder Handlungsvorgänge auftreten und dank ihrer objektiven Wahrnehmbarkeit als Symptome für innere Gefühlszustände, Motivationen, Fähigkeiten oder Absichten eines andern Subjekts fungieren.

4) "Sprache"

umfasst die Gesamtheit akustischer Äusserungen, die im Medium eines konventionellen Codes der Laut- Wort- und Satzbildung enkodiert sind und durch Benutzung desselben Codes dekodiert werden müssen. Es ist die Kommunikationsebene mit der höchsten Kapazität für intentionale Steuerung und mit dem grössten Reichtum an inhaltlichen Spezifizierungen, aber andererseits auch mit den restriktivsten Anforderungen an individuelle Kompetenz, sachliche Selektivität, soziale Kontrolle und zeitliche Sequentialisierung.

In der Terminologie von *Ruesch/Kees* wären "*Anwesenheit*" und "*persönliche Erscheinung*" dem Niveau der "object language" (die auch alle über materielle Gegenstände wie Wohnungseinrichtungen, Schmuckstücke u. a. vermittelten Ausdruckkundgaben mitumfasst) zuzurechnen, während der Begriff der "*Gestik*" weit genug gespannt sein soll, um alle mit dem Konzept der "action language" bezeichneten kommunikativen Verhaltensäusserungen zu umfassen. Die *verbale Kommunikationsebene* schliesslich gehört dem Niveau der "sign language" an, die alle durch konventionell festgelegte Symbole konstituierten Sinnbedeutungen umfasst. (vgl. *Ruesch/Kees* 1956; *Kendon* 1981).

Vom kollokalen Sozialsystem aus gesehen bilden die beiden "unteren" Ebenen ("Anwesenheit" und "äussere Erscheinung") dank ihrer geringen Variabilität und Differenzierbarkeit in erster Linie Quellen systemischer *Integration* und Grundlagen struktureller Stabilisierung; die beiden "höheren" Ebenen dagegen sind genau konträr dazu Quellen der *Differenzierung* und der *prozessualen Dynamik*, mit deren Hilfe es sich zur *Umwelt hin* öffnen und seine *inneren Zustände in dauernder Bewegung halten* kann. Diese ausgeprägte Spannweite zwischen stabilen und labilen, strukturellen und prozessualen, integrativen und adaptiven Systemkomponenten ist wahrscheinlich *der* entscheidende Vorzug kollokaler Sozialsysteme, der ihr universelles Vorkommen und ihre funktionale Unentbehrlichkeit selbst in ausgeprägt alokalen Systembildungen (vgl. Kap. 1) erklärt.

2.2.2. "Anwesenheit"

Viele soziale Systeme stützen sich auf irgendein materielles Trägermedium ab, um zumindest ihrer *Existenz*, meist aber auch ihrer *Reichweite* und besonderen *Identität*, einen objektiv sichtbaren, für Mitglieder und Aussenstehende gleichermassen evidenten Ausdruck zu verleihen.

So erhalten Staaten durch ihr Territorium, Kirchen durch ihre Gotteshäuser, Städte durch ihre architektonische "sky line", Familienhaushalte durch ihr Eigenheim und "Miteinanders" in Restaurants durch temporär in Beschlag genommene Tische ihre Verankerung in der physischen Welt: also durch Inanspruchnahme materieller Substrate, die praktisch voraussetzungslos (d.h. ohne besondere Qualifikationen und Aktivitäten seitens der Emittenten und Rezipienten) wahrnehmbar sind, im Zeitablauf invariant bleiben und unabhängig von allen Variationen personeller Zusammensetzung, sozialer Interaktionsprozesse und Strukturformen, Werte, Normen oder anderer kultureller Standards dieselbe Bedeutung und Integrationskraft beibehalten (vgl. z.B. *Simmel* 1908: 474).

Mit diesem Höchstmaß an zeitlicher, sozialer und sachlicher Generalisierung unterscheiden sich physische Substrate von *symbolischen Trägermedien*, die - ob externalisiert oder nicht - immer nur in Termini *spezifischer Inhalte* konstituiert sind und die Identität des Sozialsystems deshalb untrennbar an die Aufrechterhaltung besonderer gemeinsamer Normen, Werte oder Zielsetzungen binden.

Beispiele dafür wären *Schriftdokumente* (Verfassungen, Statuten, "charters", "mission statements" etc.), durch die formale Organisationen eine von physischen Bindungen zwar unabhängige, dafür aber inhaltlich festgelegte und den strukturellen und kulturellen Variationsspielraum einengende Identität zugewiesen erhalten, oder verbreitete *mentale Vorstellungen* (z.B. über gemeinsame Zugehörigkeit zu politischen Gesinnungsgruppen, Nationalitäten, Klassen, sozialen Bewegungen u. a.), die immer nur im konkreten Modus aktueller subjektiver Interpretationsweisen konstituiert sein können (und ein Sozialsystem prinzipiell auf die labile Basis innerpsychischer Prozesse stellen).

Dementsprechend sind vor allem jene Sozialsysteme auf physische Substrate als Garanten ihrer Identität angewiesen, die infolge hoher Fluktuationen und Unberechenbarkeiten ihrer Umwelten und/oder Binnenverhältnisse gezwungen sind, ihre Existenz auf einer von konkreten Werten, Zwecken, Handlungsweisen oder Organisationsformen unabhängigen Grundlage festzumachen: z.B. *stationäre Lebensgemeinschaften* oder *Siedlungsagglomerate* (Dörfer und Städte), denen die Dauerhaftigkeit und sinnliche Prägnanz ihrer architektonischen Strukturen dazu verhilft, ihre Identität über beliebig wechselnde Mitgliederzusammensetzungen, Zweckinhalte, Interaktionsprozesse, Konfliktsituationen oder politische Machtverhältnisse hinweg aufrechtzuerhalten.

Die folgenreiche Besonderheit *kollokaler* Sozialsysteme besteht nun darin, dass sie *konkrete, körperlich anwesende menschliche Personen als ihr physisches Trägermedium benutzen*: so dass sie einerseits von andern physischen Medien (Boden, Gebäude u. a.) und andererseits von symbolisch-kulturellen Identitätsträgern relativ unabhängig werden.

Zwar trifft es nicht nur manchmal, sondern im typischen Normalfall zu, dass "Anwesenheit" mit andern konstituierenden Medien sozialer Zugehörigkeit koinzidiert: z.B. wenn formale Mitglieder derselben Organisation im vorbestimmten Büroraum miteinander regelmäßig kooperieren, Familienmitglieder am gemeinsamen Wohnsitz miteinander Umgang pflegen oder wenn sich Anhänger einer sozialen Bewegung zur gemeinsamen Kundgebung treffen. In allen diesen Fällen aber gilt, dass das wechselseitig konstatierte Faktum, physisch im selben Raum anwesend und deshalb kommunikativ erreichbar zu sein, als notwendige Ausgangsbasis für jeder kollokale Systembildung fungiert - oder vielleicht besser: dass dadurch jene niedrigste, undifferenzierteste, evidenteste, konsensualste und generellste Ebene der Assoziierung konstituiert ist, an der selektivere und variabelere Sozialbeziehungen dann anknüpfen können.

Auf Grund der Tatsache, dass auch menschliche Personen *physische Objekte* sind, sind einige funktionale Korrelate von "Anwesenheit" durchaus mit den Eigenschaften anderer materieller Gegenstände identisch:

1) *Objektivität*:

Alle Beteiligten können praktisch voraussetzungsfrei und völlig evidenterweise zum gemeinsamen Schluss gelangen, dass sie selbst und die andern anwesend sind: während auf dem Niveau der "persönlichen" Erscheinung und der "Gestik" keine auch nur annähernd so umfängliche Konvergenz der Wahrnehmung gewährleistet werden kann. Unter dem Gesichtspunkt ihrer blossen Kategorialität "Anwesenheit" sind alle Mitglieder auf fundamentale Weise gleich: jeder Mensch ist allein dadurch, dass er existiert, mit einer Vielzahl von völlig verlässlichen, weil physikalisch verankerten, Körpereigenschaften

ten ausgestattet und trägt diese Körperlichkeit als sein invariantestes, unmanipulierbarstes, nur durch seinen Tod eliminierbares Merkmal mit sich herum.

2) *Dichotome Differenziertheit*

Trotz kontinuierlicher Variabilität räumlicher Distanzen findet auf "natürliche" Weise eine relativ scharfe taxonomische Differenzierung der Menschheit in "Anwesende" und in "Abwesende" statt: eine Dichotomisierung, die z.B. von formalen Organisationen mit ihrer Unterscheidung zwischen "Mitgliedern" und "Nicht-Mitgliedern" auf viel anspruchsvollere Weise artifiziell hergestellt und mit Hilfe spezieller Arrangements (Eintrittsprozeduren, Registrierungen u. a.) aufrechterhalten werden muss. Im gemeinsamen Gegensatz dazu stehen all jene nicht-kollokalen informellen Kollektive, die variable Ausprägungen subjektiv empfundener und intersubjektiv anerkannter "Zugehörigkeit" erlauben (Gesinnungsgruppen, soziale Schichten, politische Parteien usw.).

3) *Sachliche Generalisiertheit:*

"Anwesenheit" stellt eine für sich ausdifferenzierbare, völlig inhaltsfrei konstituierte Rahmenbedingung für soziale Interaktion und Strukturbildung dar, dank der Kollokalsysteme eine jenseits aller spezifischen Themen, Zielsetzungen, Aktivitäten u. a. stabilisierbare, "infrastrukturelle" Integrationsbasis erhalten.

Daraus beziehen sie eine potentiell unbegrenzte, z.B. in Beziehungen lebenslanger Partnerschaft oder Hausgemeinschaft arg strapazierte Elastizität: während translokale Beziehungen (z.B. via Telephon oder Briefwechsel) dadurch ausgezeichnet sind, dass sie ohne diese generalisierte Basisebene immer gleich auf dem Niveau inhaltlich spezifischer symbolischer Kommunikation einsetzen müssen.

Insofern nun aber die physischen Objekte *menschliche Personen* sind, sind mit "Anwesenheit" als Strukturbildungsprinzip andererseits einige Schranken und Risiken verbunden, die es als universelles Medium der Systemintegration im Vergleich zu Territorien, Gebäuden u. a. weniger geeignet machen:

- 1) Die *soziale Generalisierbarkeit* ist gering, weil es häufig nicht substituierbare partikuläre Personen sind, deren Anwesenheit die besondere Identität des Sozialsystems garantiert.
- 2) Die *zeitliche Generalisierbarkeit* ist überaus beschränkt, weil jedes Mitglied durch absichtliches Wegbleiben oder Weggehen (normalerweise sehr leicht zugängliche Alternativen) jederzeit die Möglichkeit hat, die Struktur des Sozialsystems schwerwiegend zu modifizieren oder gar seine Auflösung herbeizuführen.

So besteht die besondere "Heteronomie" kollokaler Systeme darin, dass sie menschliche Personen gleichermaßen als Garanten ihrer Stabilität und Elastizität *und* als unbeherrschbare Quellen von Dynamik, Störung und Bestandesrisiken einbeziehen und an der Ausdifferenzierung zwischen eher stabilen und eher labilen Systemkomponenten gehindert sind, weil sich bei jeder menschlichen Person invariante Merkmale (z.B. der körperlichen Erscheinung) und äusserst variable Aspekte (Verhaltens- und Sprachäusserungen) miteinander verknüpfen.

Zu einer Quelle der Unsicherheit, Labilität und Systemgefährdung wird die "Anwesenheit" vor allem in dem Masse, als sie als eine *absichtliche Handlung* aufgefasst wird, die in einem Horizont verschiedener Alternativen ausgewählt wurde und durch freien Willen diskontinuierlich werden kann (bzw. könnte). Genau im selben Masse wird die "Anwesenheit" andererseits aber auch zu einer kommunikativen Kundgabe, die sich zum Ausdruck bestimmter - allerdings diffus bleibender und ungerichtet emittierter - Mitteilungsakte eignet.

Der Handlungscharakter von Anwesenheiten ist nun aber äusserst variabel und kann überdies leicht strittig und unentscheidbar bleiben, weil die selbstreferentiellen Auffassungen des Akteurs mit den Perspektiven seiner Interaktionspartner (und diese wiederum mit den Deutungen externer - z.B. sozialwissenschaftlicher - Beobachter) - keineswegs übereinzustimmen brauchen. So wird dem Kleinkind der Aufenthalt in seiner Familie kaum als freiwillige, kontingente Handlung zugerechnet werden; und mein zufälliger Kabinengenosse auf der Schiffsreise ist höchstens insofern "freiwillig" in meiner Nähe, als er es unterlassen hat, aus Abneigung gegen mich um eine andere Koje nachzuzuchen.

Unstrittigen Handlungscharakter aber haben jene Anwesenheiten, die auf expliziten vorgängigen Vereinbarungen beruhen (Besuche, Rendezvous, Vertragsgespräche u. a.), und/oder zu deren Zustandekommen absichtliche Ortsveränderungen (Reisen) notwendig waren.

Physische Anwesenheit wird rasch zu einem knappen Gut, wenn Individuen wegen vielseitiger sozialer Inanspruchnahmen, Rollenverpflichtungen und Mitgliedschaften genötigt sind, sich simultan oder in rascher Folge an verschiedenen Orten aufzuhalten.

In dem Masse, wie diese Verknappung nicht durch intensivere Lokomotionen (z.B. durch schnelle Autofahrten, Flugreisen u. a.) gemildert werden kann, muss sie durch verstärkte Selektivität in der Auswahl der Örtlichkeiten und intensivere Ökonomisierung des Zeitbudgets bewältigt werden: so dass räumliche Aufenthalte zunehmend den Charakter intentionaler, kontingenter Entscheidungshandlungen gewinnen.

So müssen Individuen mit wachsender struktureller Differenzierung der Gesellschaft im allgemeinen und ihres eigenen Rollensets im besonderen immer mehr mit der Tatsache zurechtkommen, dass ihnen sowohl die Orte ihrer An- und Abwesenheit wie auch die Zeitspanne, die jedem Aufenthalt gewidmet wird, als absichtsvolle, zu verantwortende, oftmals begründungsbedürftige Handlungen zugerechnet werden.

Das "Anwesenheitsmanagement" wird vor allem für vielbeschäftigte Elitepersonen (bzw. ihre agendaführenden Sekretärinnen) zu einem ständig akuten Problem: aber auch zur permanenten Chance, allein durch den Akt ihres Erscheinens, Nichterscheinens oder Weggehens an bestimmten Orten und zu gewissen Zeiten unübertrefflich sichtbare Ausdruckshandlungen mit klar verständlichem Symbolgehalt zu vollziehen.

So kann ein Generaldirektor allein durch häufiges Herumgehen im Betrieb sein generelles Interesse für die Belegschaft und die konkreten Fabrikationsabläufe so zwingend bezeugen, dass seine spezifischen Bemerkungen und Fragen vergleichsweise zweitrangig sind; und jeder Minister kann durch die Wahl der von ihm besuchten Verbandstagungen, Messeröffnungen u. a. politische Bewertungen ausdrücken und Signale setzen, die weitherum verstanden werden. Umgekehrt können "graue Eminenzen" auf den Verlauf formeller Entscheidungsprozesse in dem Masse Einfluss nehmen, als man ihre Abwesenheit als kontingent ansieht und jederzeit damit gerechnet werden muss, dass sie bei einem für sie ungünstigen Verlauf der Dinge "persönlich intervenieren".

In hoch differenzierten urbanen Gesellschaften wird praktisch jedermann dazu neigen, seine An- und Abwesenheiten nicht nur auf Grund "persönlicher Präferenzen", sondern *auch* unter dem Gesichtspunkt festzulegen, welche kommunikativen Kundgaben darin mitimpliziert sind und wie andere voraussichtlich darauf reagieren. Jeder Student kann seinem Professor allein durch *regelmässigen Besuch der Vorlesung* auffälliges Interesse bekunden, weil diese dauernde Anwesenheit angesichts der Vielfalt alternativer Studienbeschäftigungen nicht selbstverständlich ist; durch *dauernde Tagespräsenz im Haushalt* drückt eine moderne, von Emanzipationsideen durchdrungene Ehefrau unweigerlich aus,

dass sie im Interesse ihrer Familie bereit ist, auf eine Berufsarbeit zu verzichten; und jedermann kann durch *Pünktlichkeit* seine Treffpartner davon überzeugen, dass er die Zusammenkunft für hinreichend wichtig ansieht *und* dass er über genügend Selbstdisziplin verfügt, um diese Bewertung in seinem Verhalten zum Ausdruck zu bringen.

Der Ausdruckswert von Anwesenheit kann artifiziell gesteigert werden, wenn es gelingt, andere von der Vielfältigkeit konkurrierender Einladungen und Anwesenheitspflichten zu überzeugen: so dass z.B. das Erscheinen zu einer Einladung selbst dann als Kundgabe besonderen Interesses und Wohlwollens für den Gastgeber erscheint, wenn man beim besten Willen nicht wusste, wie man den freien Abend sonst hätte gestalten sollen.

So mögen hochrangige Personen sich zum Teil deshalb als vielbeschäftigt, ja "chronisch überlastet" darstellen, weil dieser Mythos ihnen die willkommene Möglichkeit gibt, nicht nur verschiedenste Abwesenheiten zu entschuldigen, sondern jede Anwesenheit als einen höchst selektiven Akt darzustellen, der z.B. einen besonderen Respekt gegenüber einer Person oder ein überdurchschnittliches Interesse für einen sozialen Anlass oder eine Veranstaltung bekundet.

Wer nicht durch den anspruchslosen Akt des blossen "Hierseins" in der Lage ist, hinlänglich deutliche und verständliche Mitteilungen auszudrücken, sieht sich stärker damit belastet, die ungleich anstrengenderen Ausdrucksebenen der "*persönlichen Erscheinung*", des *Verhaltens* oder des *Gesprächs* als Träger von intentionalen Kundgaben zu benutzen.

Die fundamentale Bedeutung "gemeinsamer Anwesenheit" für die Basisintegration sozialer Systeme entsteht aus der doppelten Tatsache, dass das leibhaftige im selben Raumabschnitt"

- a) eine elementare Basishandlung darstellt, die von allen Individuen mit normaler motorischer Leistungsfähigkeit praktisch voraussetzungslos erbracht werden kann, und die zu ihrer Kontinuierung keine besonderen Anstrengungen oder Fähigkeiten erfordert;
- b) eine der physischen Umwelt zugehörige objektive Faktizität aufweist, die vom Subjekt selbst, seinen Partnern und Beobachtern (normale sensorische Leistungsfähigkeit vorausgesetzt) praktisch voraussetzungslos und auf völlig zweifelsfreie Weise wahrgenommen werden kann.

Die anspruchslose *Erzeugbarkeit* (a) hat zur Folge, dass "gemeinsame Anwesenheit" als höchst unselektives, extensives Medium sozialer Kollektivierung wirksam sein kann: weil sich hier unterschiedlichste Individuen im Vollzug einer völlig identischen (weil aus immanenten Gründen elementaren, undifferenzierbaren) "Basishandlung" zusammenfinden, die nur im quantitativen Aspekt ihrer zeitlichen Erstreckung variiert werden kann, sich aber in jeder qualitativen Hinsicht als völlig undifferenzierbar erweist.

So können manche sozialen Bewegungen oft nur dadurch eine eindrucksvolle Grösse und innere Geschlossenheit demonstrieren, dass sie die Handlungserfordernisse der Teilnehmer streng auf reine Anwesenheiten (z.B. an Demonstrationen, Schweigemärschen, Mahnwachen u. a.) beschränken. Denn sobald darüber hinaus ein spezifischeres und variables Verhalten gefordert wird, werden die vielfältigen Unterschiede der Motivation, Qualifikation oder Zielsetzungen verschiedener Teilnehmer deutlich: so dass das Kollektiv schrumpft oder sich intern in Subgruppen mit unterschiedlichen Verhaltensweisen und Zielsetzungen fragmentiert.

Die anspruchslose *Wahrnehmbarkeit* gemeinsamer räumlicher Präsenz (b) bedeutet vor allem, dass "Anwesenheitskontrolle" die verbreitetste, weil mit geringstem Aufwand an

individueller Aktivität und sozialer Organisation praktizierbare, Form sozialer Kontrolle darstellt, die ganz besonders in den folgenden zwei Fällen in den Vordergrund tritt:

- a) in *mangelhaft organisierten, intern wenig differenzierten sozialen Kollektiven*: z.B. in informellen sozialen Bewegungen und die Gesinnungsgruppen, wo die Tatsache, Häufigkeit und Länge der Anwesenheit (an Veranstaltungen u. a.) als einziges Kriterium für die faktische Zugehörigkeit *und* für den Intensitätsgrad der Teilnahme fungiert;
- b) in *Organisationen, die aus sachlichen Gründen über keine operationalen Massstäbe des Verhaltens oder seiner Ergebnisse verfügen*: z.B. in öffentlichen Verwaltungen, wo die Anwesenheitskontrolle als Substitut für Leistungsmessungen oder Erfolgsbewertungen Verwendung findet.

Die Vorteile der Objektivierbarkeit und Quantifizierbarkeit werden aber dadurch teuer bezahlt, dass sich aus dem undifferenzierbaren Faktum physischer Anwesenheit kaum gültige Schlüsse auf intrapersonelle Merkmale (Motivationen, Qualifikationen, Verhaltensneigungen u. a.) gewinnen lassen. Denn genauso wie die Teilnahme an einer Beerdigungszereemonie nicht als hinreichender Beweis für innige gefühlsmässige Anteilnahme gewertet werden kann, darf aus der überdurchschnittlichen wöchentlichen Aufenthaltsdauer im Amtsbüro nicht zwingend auf eine überragende berufliche Leistungskraft geschlossen werden: und manch regelmässiges Erscheinen an Sitzungen mag allein dadurch motiviert sein, auf möglichst arbeitssparende Weise ein sichtbares Zeichen von Interesse, Zuverlässigkeit u. a. zu setzen.

Bei länger andauernder gemeinsamer Anwesenheit werden schliesslich zusätzliche Quellen sozialer Systemstabilisierung erschliessbar, die mit den starren physiologischen Funktionsweisen menschlicher Organismen zusammenhängen.

So braucht man höchstens drei bis vier Stunden in einer kleinen Gruppe zusammensitzen, bis die *gemeinsame Einnahme einer Mahlzeit* zu einem allerseits konsensfähigen, weil durch ununterdrückbare Hungergefühle gestützten, Anliegen wird: ein Unterfangen, über dessen Wünschbarkeit die Partner ungeachtet ihrer übrigen Meinungsdivergenzen und Konflikte in erlösender Gemeinsamkeit der Bedürfnisse miteinander konvergieren, und bei dem sie eine neue Ausgangsplattform finden, von der aus zusätzliche soziale Interaktions- und Verständigungsprozesse zugänglich werden.

Ähnlich erklärt sich der hohe Routinisierungsgrad der meisten *kommunalen Verwaltungstätigkeiten und Dienstleistungen* hinreichend aus der einfachen Tatsache, dass mit dem andauernden Zusammenwohnen zahlreicher Einzelpersonen und Familien viele äusserst berechenbare Bedürfnisse und Ansprüche (nach Frischwasserangebot, Elektrizitätsversorgung, Abwasserkanalisation, Schneereinigung, Kinderspielflächen u. a.) erwachsen, für deren Erfüllung ebenso stabile, standardisierbare Verfahrensweisen und Technologien zur Verfügung stehen.

"Totale Institutionen" wie z.B. geschlossene Anstalten, Schiffsbesatzungen oder Militärgarnisonen zeigen in ihrem Strukturaufbau regelmässig hohe biologisch induzierte Stabilitäten auf Grund der Tatsache, dass die integral eingebundenen Insassen mit höchster Berechenbarkeit immer dieselben Grundbedürfnisse artikulieren und dadurch auch höchst verlässliche Ansatzpunkte für Strategien der Sanktionierung und Sozialkontrolle bieten (vgl. Goffman 1973: 54ff.).

Die schwerwiegendsten, gerade unter modernen gesellschaftlichen Verhältnissen immer auffälligeren Leistungsschwächen aller auf dem Prinzip der "Anwesenheit" konstituierten Sozialsysteme entstehen aus der Tatsache, dass Mitgliedschaftsrollen, Statusverhältnis-

se, Kooperationsbeziehungen und alle andern Elemente der Binnenstruktur nur dadurch stabil gehalten werden können, dass die Teilnehmer drastische Beschränkungen ihrer räumlichen Mobilität auf sich nehmen. Verständlicherweise wird mit vielerlei Mitteln versucht, den Status "prinzipieller Anwesenheit" wenigstens partiell vom Zustand dauernder physischer Präsenz unabhängig zu machen: indem man stellvertretend für den eigenen Körper *symbolische Markierungen* verwendet, um Phasen temporärer Abwesenheit zu überbrücken oder um sich gar bei beliebig seltener Anwesenheit immer den Zugang zu einer kollokalen Teilnehmerrolle zu sichern. Am besten scheinen dazu "*persönliche Gegenstände*" (z.B. Badetücher am Strand, Jacken im Eisenbahnabteil, Handtaschen auf Wartzimmerstühlen) geeignet, die mit der partikulären Persönlichkeit des Besitzers symbolisch derart stark assoziiert werden, dass man den Respekt und die Berührungsscheu, den man seinem Körper gegenüber verspürt, ohne weiteres auf sie überträgt (Goffman 1974: 71ff.).

Vor allem Individuen in höheren Statusrängen sind auf einen extensiven Gebrauch derartiger Körpersubstitute angewiesen, um ihre vielfältigen Einbindungen in kollokale Interaktionsfelder mit ihren ebenso ausgeprägten Bedürfnissen nach räumlicher Mobilität in Einklang zu bringen. Dies geschieht dadurch, dass sie eine besonders grosse Zahl physischer Gegenstände und Einrichtungen (z.B. Büros, Ferienvillas u. a.) exklusiv mit ihrer Persönlichkeit imprägnieren, andererseits aber darüber hinaus auch rein institutionelle Hilfen in Anspruch nehmen, um sich dauernde Zugangschancen zu solch materiellen Identitätsverankerungen (z.B. zum familieneigenen Kirchenstuhl oder zum Stammsplatz im bevorzugten Speiserestaurant) zu sichern.

2.2.3 "Persönliche Erscheinung"

In der praktischen interpersonellen Wahrnehmung mag es kaum gelingen, das reine raum-zeitliche "Hiersein" eines Individuums zu verifizieren, ohne gleichzeitig auch verschiedene Aspekte seines besonderen "Soseins" in den Blick zu bekommen (vgl. Schütz, 1962: 182ff).

Dennoch bleibt diese Unterscheidung von höchster analytischer Relevanz, weil alle über die schiere "Anwesenheit" hinausgehenden personellen Attribute und Kundgaben einen ungleich spezifischeren und variableren Charakter haben, auf Seiten des Emittenten wie des Rezipienten mehr Spielraum für eigenselektive Gestaltung und Deutung offenlassen, und aus all diesen Gründen weniger zwingende Evidenz und Konsensualität in Anspruch nehmen können.

Am wenigsten treffen diese Eigenheiten allerdings auf die relativ invariante Ausdrucksebene der "äusseren Erscheinung" zu, die einerseits am unmittelbarsten auf dem Basisfaktum der "Anwesenheit" aufruht, auf der andern Seite aber ihrerseits als Fundament und Deutungsrahmen für alle variableren Äusserungen auf gestischer Ebene (2.2.4) oder verbalem Niveau (2.2.5) fungiert.

Normalerweise kann ich die Verhaltensäusserungen und Sprechakte eines anwesenden anderen Individuums nicht einmal wahrnehmen, geschweige denn adäquat interpretieren, bevor ich dieses nicht in intuitiver, höchst synthetischer Weise im Medium seiner spezifischen "äusseren Erscheinung" wahrgenommen habe: in den Aspekten seiner körperlichen Verfassung, seiner Bekleidung und Physiognomie, die sich "spontan" (d.h. für mich als Wahrnehmenden unvermeidbar und unkontrollierbar) zu einem komplexen Simultanbild der Gesamtperson und ihrer aktuellen Befindlichkeit zusammenfügen.

Auf ebenso unkontrollierbare Weise wird dieses Bild als äusserliches Korrelat einer - direkt nicht beobachtbaren - persönlichen Charakterstruktur gedeutet, der man ein analoges Mass an Konsistenz, Invarianz und Situationsunabhängigkeit unterstellt.

"Das Gesicht aber... ist das Symbol all dessen, was das Individuum als die Voraussetzung seines Lebens mitgebracht hat, es ist abgelagert, was von seiner Vergangenheit in den Grund seines Lebens hinabgestiegen und zu beharrenden Zügen in ihm geworden ist. Das Gesicht bewirkt, dass schon aus seinem Anblick, nicht erst aus seinem Handeln, verstanden wird. Das Gesicht, als Ausdrucksorgan, betrachtet, ist sozusagen ganz theoretischen Wesens, es handelt nicht, wie die Hand, wie der Fuss, wie der ganze Körper: es trägt nicht das innerliche oder praktische Verhalten des Menschen, sondern es erzählt nur von ihm. In irgendeinem, freilich schwankenden Masse, wissen wir mit dem ersten Blick auf jemanden, mit wem wir es zu tun haben (Simmel 1908: 485)."

Dieser diffus-holistischen *Auffassungsweise* steht nun allerdings eine ausgesprochen differenzierte, durch das komplementäre Zusammenwirken mehrerer kommunikativer Ausdrucksebenen gekennzeichnete *Konstitutionsweise* der "persönlichen Erscheinung" gegenüber.

Auf Grund des Kriteriums, wie eng sie mit dem Niveau zugeschriebener biologischer Körpermerkmale einerseits oder dem Niveau intentional manipulierbaren Verhaltens andererseits in Verbindung stehen, müssen mindestens die folgenden vier Ebenen analytisch auseinandergelassen werden:

- 1) Bedingt durch Alter, Geschlecht, Hautfarbe und anatomisch bedingte Charakteristika bringt jedes Individuum an alle kollokalen Interaktionsfelder ein invariantes Syndrom fundamentalster physischer Eigenschaften mit, die praktisch im selben Wahrnehmungsakt, mit dem man die Anwesenheit der Person registriert, mitaufgefasst werden. Ihre unübertrefflich weite Entfernung von der Ebene intentionalen Handelns verdankt diese Ausdrucksebene also der Tatsache, dass der *Emittent* nicht in der Lage ist, auf das Ob, Wie, Wann und Wo solcher Kundgaben wesentlich Einfluss zu nehmen, und der *Rezipient* genau so wenig Autonomie hat, sich ihrer Wahrnehmung zu entziehen,
- 2) Auf der zweiten Ebene finden sich jene ebenfalls im Medium biologischer Körperlichkeit transportierten zuständlichen Ausdruckskundgaben, die aber als Ergebnisse vorangegangenen *Verhaltens* aufgefasst werden können. In nächster Nähe zur Ebene (1) stehen Merkmale, die auf Grund eines *irreversiblen organischen Eingriffs* (z.B. einer chirurgischen Operation) jetzt zu den zugeschriebenen Körpermerkmalen zu zählen sind, oder *habitualisierte Körperhaltungen*, die sich auf Grund langer Eingewöhnung einer intentionalen Manipulation entziehen. Ein Illustrationsbeispiel für den letzteren Fall findet sich in der Gewohnheit englischer Oberschichtkreise, ihren Kindern eine höhere Stellung der Augenbrauen anzuerziehen (vgl. Birdwhistell 1968: 381).
Zu einem Bereich mittlerer Fixiertheit gehören Körpermanipulationen, die (wie z.B. das Färben der Haare oder das Ansetzen von Bartwuchs) zwar reversibel sind, dem Individuum aber dennoch längerfristig ein stabiles, in allen Kollokalfeldern auf identische Weise zur Geltung kommendes Erscheinungsbild verleihen: im Gegensatz zu jenen nur kurzfristig wirksamen Manipulationen (Schminke, Rasur, Abendfrisur), die häufig im Hinblick auf eine einzelne kollokale Zeitperiode (z.B. eine Party oder eine Opernveranstaltung) vollzogen werden und bei deren längerem Andauern Schaden zu nehmen drohen.
- 3) Drittens wird die "persönliche Erscheinung" (zumindest ausserhalb von Nudisten-camps) in zentraler Weise durch physische Gegenstände wie z.B. Kleidungsstücke, Brillen, Schmuckstücke, Schirme, Handtaschen u. a.) mitkonstituiert, die - obwohl faktisch von ihrem Besitzer jederzeit entfernbar - an seine Person temporär oder dauernd assimiliert sind: indem er exklusive Nutzungsrechte auf sie geltend macht und sie häufig auch mit physischen Charakteristika (z.B. seinen Körpergerüchen) "imprägniert".

Einige dieser Utensilien (z.B. die meisten Kleidungs- oder Schmuckstücke) teilen mit den körperlichen Ausdrucksgaben der Ebene (2) die Eigenschaft, dass sie vor dem Eintritt ins Kollokalfeld fixiert worden sind und dazu disponiert sind, während der Dauer der Interaktionsteilnahme unverändert zu bleiben. Andere Gegenstände (wie z.B. Hüte, Handschuhe, Mäntel) sind gerade daraufhin angelegt, innerhalb desselben Interaktionsprozesses an- und abgelegt zu werden und dem Individuum zu einer gewissen (intendierten) Variabilität seines äusseren Erscheinungsbildes zu verhelfen, die für nonverbale Ausdrucksgaben (z. B. das Signal, bald aufbrechen zu wollen) genutzt werden kann.

- 4) Schliesslich ist nicht zu unterschätzen, in welchem Ausmass auch vom menschlichen Körper völlig unabhängige äussere Objekte das persönliche Erscheinungsbild mitkonstituieren: im Sinne von "*Bühnenrequisiten*", wie z.B. *kostbaren Büro- oder Wohnungseinrichtungen*, die sich zusammen mit der Kleidung, Körperhaltung u. a. zu einem Gesamteindruck von "Vornehmheit" verbinden. Ein grosser Teil der Konsumgüterwerbung ist damit befasst, verschiedensten Objekten (z.B. Zigaretten, Getränken, Autos etc.) zu einem derartigen Status zu verhelfen: und jenes Repertoire an individuellen Ausdrucksmöglichkeiten anzureichern, die den Individuen für eine völlig freie, intentionale Gestaltung zur Verfügung stehen.

Aus dem Zusammenwirken dieser vier Ausdrucksebenen können im kollokalen Feld bereits vorgängig jeder Interaktion und Kommunikation relativ spezifische interpersonelle Typifikationen und Erwartungshaltungen entstehen, die den Einsatz gestischer oder verbaler Kommunikationsmedien

- einerseits *überflüssig* machen: weil wichtige Strukturprämissen der sozialen Beziehung bereits hergestellt sind, die z.B. im translokalen Brief- oder Telephonkontakt völlig im Medium der Sprache erarbeitet werden müssen;
- andererseits *erleichtern*: weil viele Verhaltensweisen oder Aussagen viel rascher und adäquater verständlich werden, wenn man sie auf der Folie eines aus vorgängigen Körperwahrnehmungen konstituierten Persönlichkeitsbildes interpretiert.

Die relativ hohen Unkontrollierbarkeiten und Unvorhersehbarkeiten kollokaler Interaktionsprozesse (vgl. Kap. 4) entstehen vor allem daraus, dass praktisch alle intentionalen Handlungen und Sprechakte unvermeidlicherweise über das Medium der "äusseren Erscheinung" vermittelt werden, deren dreifache Problematik darin beruht, dass sie

- 1) auf Grund zugeschriebener (z.B. biologischer) Merkmale nur in begrenztem Masse autonom gestaltet und verändert werden kann;
- 2) das Ergebnis eines für den dekodierenden Rezipienten "spontanen", nicht bewusst gestaltbaren kognitiven Auffassungsvorgangs bildet;
- 3) als Ausgangsbasis für spekulative Schlussfolgerungen über die "dahinter" stehende persönliche Charakterstruktur fungiert, die weder in objektiven Gesetzmässigkeiten noch in hinreichender empirischer Evidenz begründet sind.

So liegt es offensichtlich sehr nahe, körperlich besonders attraktiven Personen auch verschiedenste andere positiv bewertete Eigenschaften auf psychischer und charakterlicher Ebene zu attribuieren und ihnen - was durchaus zur "self-fulfilling prophecy" werden kann - überdurchschnittliche Mobilitäts-Chancen auf dem Heiratsmarkt oder in der beruflichen Arbeitswelt zu attestieren (vgl. z.B. Dion/Berscheid/Walster 1972).

Derartige Voreingenommenheiten mögen sehr wohl dazu führen, dass physisch anziehende Personen häufiger eine fortgesetzte Zuwendung ihrer Interaktionspartner erfahren und dadurch automatisch auch bessere Chancen zur verhaltensmässigen und verbalen Selbstdarstellung erhalten: während unattraktive oder gar abstossend-hässliche Personen

gegenüber ihren zum Rückzug neigenden Interaktionspartnern oft keine Gelegenheit finden, ihre anfänglich negative Eindruckswirkung durch Darstellung um so positiverer Eigenschaften *handlungsmässiger Art* (Hilfsbereitschaft, Kunstfertigkeit u. a.) zu kompensieren.

Generell mag die Invarianz des äusseren Erscheinungsbildes eines Individuums dazu verführen, ihm über Gebühr auch konstante Persönlichkeitsmerkmale und psychische Befindlichkeiten zuzurechnen, und das Interaktionsverhältnis mag dadurch erschwert werden, dass die variablen Äusserungen einer Person mit den aus dem "Erscheinungsbild" hergeleiteten stabilen Erwartungshaltungen in ein konkurrierendes, konfliktives Verhältnis treten. So können insbesondere Individuen mit einem sichtbaren äusseren Gebrechen in der kollokalen Situation besondere Erschwernisse erfahren: weil man das sinnlich hervorstechende Einzelmerkmal ihrer Lähmung, Blindheit, Senilität u. a. zum Anlass nimmt, um sie auf generalisierte Weise zu stigmatisieren und alle ihre Verhaltensregungen nur unter dem *einen* Gesichtswinkel ihres physischen Handikaps (und dem damit assoziierten Zustand dauernder "Hilfebedürftigkeit") zu interpretieren (vgl. Goffman 1971:87). Bei jedem Neubeginn einer Bekanntschaftsbeziehung wird sich diese Problematik wieder verschärfen: weil erstmalige Interaktionspartner sich zuerst am körperlichen Erscheinungsbild (als der periphersten, sichtbarsten "Ausdruckskundgabe" einer Person) orientieren werden, selbst wenn sie guten Willens sind, in nachfolgenden, viel zeitaufwendigeren Beobachtungs- und Kommunikationsprozessen "sich eines Besseren belehren zu lassen".

Experimentelle Untersuchungsergebnisse zeigen deutlich, dass Individuen am prägenden Primäreindruck, den sie bei ihrer ersten Begegnung voneinander gewinnen, stark festzuhalten pflegen, sofern sie sich nicht durch drastische Informationen gegenteiliger Art zu einer Modifikation genötigt sehen (vgl. Luchins, 1957; Anderson/Hubert 1963; Zimbardo 1980:145f.)

Wer den risikoreichen, wenig beeinflussbaren Wirkungen seines körperlichen Erscheinungsbildes weniger ausgeliefert sein will, hat deshalb zwei völlig gegensätzliche Strategien offen: er kann sein soziales Feld auf relativ *intime, langfristige Beziehungen* einschränken, in denen seine variableren, autonomer gestaltbaren (aber die Zeit und Aufmerksamkeit seiner Partner stärker beanspruchenden) Ausdruckskundgaben besser zur Geltung kommen; oder er kann sich auf *translokale Interaktionen* (z.B. Telefon- oder Briefkontakte) verlegen, bei denen sein physisches Erscheinungsbild aus rein technischen Gründen ausgeklammert bleibt.

Die Manipulation der äusseren Erscheinung stellt - aufbauend auf das "Anwesenheitsmanagement" - eine zweite Ebene intentionalen Handelns und interpersonellen Kommunizierens dar, die teils substitutiv, teils komplementär zur Ebene variabler Verhaltens- und Sprachprozesse zur gezielten Selbstdarstellung und Fremdbeeinflussung eingesetzt werden kann.

Wie im Falle von An- und Abwesenheit kann die Frage, inwiefern z.B. ein "jugendliches Gesicht", ein "gutsitzendes Kleid" oder gar ein "muskulöser Körperbau" Ergebnisse kontingenten Handelns oder exogene physische Gegebenheiten sind, je nach Situation sehr unterschiedlich beantwortet werden, und Fremddeutungen brauchen natürlich keineswegs mit Selbstzurechnungen zu koinzidieren. So bestehen notorische Unsicherheiten über das genaue Lebensalter, in denen ein Kind für seine Bekleidung und Frisur Eigenverantwortung übernimmt, oder das jugendliche Aussehen einer alternden Dame nur noch auf aufwendiger, raffinierter Toilette beruht.

Der gezielte Einsatz der "äusseren Erscheinung" als Kommunikationsmedium wird sicherlich durch die folgenden funktionalen Eigenschaften begünstigt:

- 1) Laufende Prozesse gestischer oder verbaler Kommunikation werden von Selbstdarstellungsaufgaben entlastet: weil die Investitionen an Handlungen zeitlich vor

dem Eintritt ins Interaktionsverhältnis (z.B. bei der Morgentoilette) getätigt werden. Mit Anzug, Gilet und Krawatte kann ich den ganzen Tag über bei beliebigen Partnern als "gepflegte Erscheinung" wirken und habe dadurch eine ohne weitere Anstrengung stabil bleibende, gesicherte Plattform, von der aus ich mich ungestörter allen spezifischeren, variableren Selbstdarstellungshandlungen zuwenden kann.

- 2) Meine Körpererscheinung ist ein trotz hoher Komplexität synchron gesendetes, ohne jeden Zeitverzug wahrgenommenes und entschlüsseltes "Makrosignal", durch das ich grundlegende und von momentanen Dispositionen relativ unabhängige Charakteristika meiner Gesamtpersönlichkeit zum Ausdruck bringen kann: während in Gestik und Sprache nur zeitlich sequenzierte Bruchteile artikulierbar sind, die überdies immer mit den Spezifika der äusseren Situation, der inneren Stimmung u. a. imprägniert bleiben.
- 3) Als unadressiert ausgesandtes, universell wahrnehmbares Signal liefert die äussere Erscheinung ein Instrument äusserst extensiver, auch unplanmässiger Bewirkung: so dass sie vor allem dann bedeutsam ist, wenn man auf ständig neue Interaktionspartner trifft, bzw. wenn man in singulären Begegnungssituationen auf Partner wirken will, die mangels weiterer Interaktion dauerhaft ausschliesslich auf den äusserlichen Ersteindruck verwiesen bleiben.

Diese funktionalen Merkmale machen es leicht verständlich, warum die Initiierung sexuell-erotischer Kontakte ganz besonders auf die vermittelnde Wirkung der "äusseren Erscheinung" angewiesen bleibt: weil unseligierte Adressaten in Termini ganzheitlicher Personenbilder angesprochen werden.

Die Frauen sind in dem Masse stärker auf die Strategie des "Wahrnehmenlassens ihrer Körperreize" verwiesen, als man ihnen weniger als den Männern das Recht zugesteht, auf der Ebene gestischer oder verbaler Kommunikation die Initiative zu ergreifen: ähnlich wie die bunt blühenden Angiospermen durch auffällige, auf Insekten motivierend wirkende Farbsignale wettmachen müssen, was ihnen an aktiven Verhaltensmöglichkeiten fehlt. Der ungerichtete, unselektiv wahrnehmbare Charakter solcher Botschaften ist aber kein ungeteilter Segen. Zwar vermögen attraktive Frauen dank der Extensität ihrer Wirkung oft einen gewissen Überschuss an männlichen Avancen auszulösen, so dass sie die Wahl haben, sich nach eigenem Gutdünken eher entgegenkommend oder "spröde" zu verhalten. Andererseits können sich aber genauso gut auch völlig ungemeinte Adressaten angesprochen fühlen, die mit Pöbeleien, Nötigungen oder gar Vergewaltigung darauf reagieren.

2.2.4 "Gestik"

I

Im breitest möglichen Wortsinne sollen mit dem Begriff der "Gestik" alle nicht-verbale, auf körperlichen Bewegungsabläufen beruhenden persönlichen Kundgaben verstanden werden, die für den Emittenten selbst und/oder die kollokalen Anderen Objekt sinnhafter Wahrnehmung und Deutung bilden. Nur zu einem sehr kleinen Teil handelt es sich dabei um intendierte Äusserungen, die - z.B. substitutiv für Worte - eine verständliche Mitteilung vom Sender zum Empfänger transportieren; zum viel grösseren Teil sind es ungeplant emittierte Manifestationen, wie sie

- als Korrelate unkontrollierbarer senso-motorischer oder gar physiologischer Vorgänge (z.B. Rülpsen, Schnarchen, nervöse Zuckungen u. a.)

- als Begleiterscheinungen beliebiger, nicht auf das soziale Umfeld bezogener Erlebnisse und Handlungsabläufe (z.B. bei Arbeit, sportlicher Betätigung u. a.)

entstehen.

Ähnlich wie die schiere räumliche "Anwesenheit" sichergestellt sein muss, bevor die spezifischeren und variableren Manifestationen der "persönlichen Erscheinung" wirksam werden können, so können die noch ungleich volatileren Körpergesten wiederum nur auf der Grundlage einer vorgängig konstituierten "persönlichen Erscheinung" generiert und sinnhaft gedeutet werden. Dieselbe Handbewegung gewinnt je nachdem, ob ein Kleinkind, Verkehrspolizist, Dirigent oder Priester sie vollzieht, völlig verschiedene Konnotationen, und der "jugendliche Schritt" kann sich erst im Kontrast zur leiblichen Fülle oder zum greisenhaften Alter als etwas Bemerkenswertes, Überraschendes profilieren.

Die Verwobenheit beider Ebenen wird am Zwischenbereich jener "habituellen Leibkudgaben" deutlich, die sowohl der invarianten Sphäre der Körpererscheinung wie dem labileren Niveau der Gestik zugerechnet werden können: z.B. im Falle der *Körperhaltung*, die durch ständige Aktualisierung eingeübter Muskelanstrengungen aufrechterhalten werden muss, oder bei Gewohnheiten des *Gehens*, *Nasenrümpfens* oder *Umsichblickens*, die beim besten Willen nicht unabhängig von der leiblichen Gesamterscheinung wahrgenommen werden können. Vor allem die Präsentation einer "gepflegten äusseren Erscheinung" macht einen ständigen Aufwand an Wachsamkeit, Korrekturmassnahmen u. a. nötig, um den erforderlichen "unwahrscheinlichen" Ordnungszustand der eigenen Kleidung, Frisur u. a. gegen ständige Entropisierungstendenzen zu verteidigen: und dies unter der erschwerten Bedingung, dass EGO selbst viel weniger gut als alle seine kollokalen Beobachter in der Lage ist, sich selbst rundherum zu inspizieren.

"Eines der augenfälligsten Mittel, mit dem der Einzelne seine situationelle Anwesenheit belegen kann, ist die disziplinierte Handhabung seiner persönlichen Erscheinung oder seiner 'persönlichen Fassade', das heisst des Komplexes von Kleidung, Aufmachung, Frisur und anderer Oberflächendekoration seiner Person. An öffentlichen Orten in der westlichen Gesellschaft soll sich der Mann, der einer bestimmten Schicht angehört, in der Situation adrett gekleidet, rasiert, gekämmt, mit frischem Gesicht und gepflegten Händen präsentieren; für Frauen gelten ähnliche und noch weitere Auflagen. Zu beachten ist, dass in diesen Fragen der persönlichen Erscheinung nicht nur der Besitz der notwendigen Ausstattung zur Auflage gemacht wird, sondern auch die Ausübung einer ständigen Kontrolle, um alles in untadeligem Zustand zu erhalten." (Goffman 1969:36).

Allein schon die physischen Wahrnehmbarkeit und erst recht die adäquate Deutung nicht verbaler Verhaltenskudgaben setzt als situative Rahmenbedingung voraus, dass man den Akteur als physisch anwesend und als Träger einer bestimmten "persönlichen Erscheinung" registriert.

Die Identifikation einer bestimmten Person als "Kind", "Frau", "Offizier", "Greis" oder als "invalid", "dick", "bleichgesichtig" oder "kleinwüchsig" ist das Ergebnis eines (im Normalfall visuellen) intuitiv-gesamtheitlichen Wahrnehmungsaktes, der "augenblicklich" (d.h. ohne subjektiv erlebten Zeitverzug) stattfindet und deshalb bereits abgeschlossen ist, wenn ich zu registrieren beginne, welche Verhaltensabläufe diese Person momentan vollzieht. Deshalb steht mir das Personenbild immer schon als ein informationsreicher Deutungsrahmen zur Verfügung, der mir dazu verhilft, adäquate Interpretationen vollzogener und Erwartungen zukünftiger Verhaltensweisen zu generieren.

Erst nach längerem Beisammensein (möglichst in verschiedenartigen Situationen) habe ich so viele Verhaltensweisen meines Partners beobachtet, dass ich in der Lage bin, aus ihnen ein eigenständiges, mit dem intuitiven Anfangsbild konkurrierendes Modell der durch sie zum Ausdruck kommenden Persönlichkeit zu konstruieren: der Invalide ist bewegungsfähiger, als ich gedacht habe, das schwächliche Kind besitzt Körperkräfte, die man ihm nie zugetraut hätte.

Derartige Urteilsbildungen sind voraussetzungsreich, zeitaufwendig und deshalb chronisch *knapp*: so dass sie sich tendenziell auf den engeren Kreis meiner regelmässigen Interaktionspartner begrenzen, während es im viel umfangreicheren Feld oberflächlicher und transitorischer Interaktionspartner (und zusätzlich auch: zu Beginn jeder nachher intimer werdenden Beziehung) nötig ist, sich auf das anstrengungslos erworbene (aber entsprechend unkontrollierbar konstituierte) "Bild der äusseren Erscheinung" zu verlassen.

In der modernen, urbanen Gesellschaft besteht die paradoxe Situation, dass

- auf der einen Seite die *Nachfrage* nach informationsreichen Ausdrucksformen der persönlichen Erscheinung sehr gross ist: weil häufig neue Kontakte geknüpft werden und besonders zahlreiche Sozialbeziehungen punktuell und transitorisch bleiben;
- andererseits das *Angebot* an derartigen Orientierungshilfen geringer ist als in früheren, ständisch formierten Agrargesellschaften, in denen jedermann in Kleidung und Habitus sichtbar zur Schau getragen hat, welcher sozialen Gruppe (Klasse, Berufsstand, Zivilstand u. a.) er angehörte.

II

Genauso wie die Merkmale der "persönlichen Erscheinung" gelten Gesten in jedem Falle als "Äusserungen": d.h. als empirische Indikatoren für intra-individueller Geschehnisse oder Dispositionen, die sich einer direkten Beobachtbarkeit entziehen. Ihre spezifische Funktion besteht darin, den kognitiven Zugang zu den zeitlich variablen Zuständen und Ablaufprozessen eines erlebenden und handelnden Individuums sicherzustellen: wobei die gewichtigen Vorteile gegenüber der sprachlichen Kommunikation darin bestehen, dass

- a) in den Gesten viele intraindividuelle Tatbestände auf relativ unmittelbare Weise sichtbar werden, während Worte immer als höchst vermittelte, weil von den bewussten Mitteilungsabsichten des Emittenten gesteuerte, Äusserungen gedeutet werden müssen;
- b) Individuen zum selben Zeitpunkt ein reiches Spektrum verschiedener Verhaltensweisen (z.B. Gesichtsmimik, Handbewegungen u. a.) aussenden können, während Sprechakte auf strenges zeitliches Nacheinander verwiesen sind - und deshalb mit der Vieldimensionalität psychisch-physischer Geschehnisse oft nicht Schritt halten können;
- c) nonverbale Gesten als "analoges Kommunikationsmedium" einer kontinuierlichen Abstufung zugänglich sind, während die Sprache als "digitales" Medium immer dazu zwingt, zwischen diskreten semantischen Alternativen (Begriffen, Satzbildungen u. a.) eine definitive Wahl zu treffen (vgl. Ruesch 1955; Sebeok 1962; Watzlawick/Beavin/Jackson 1967; Wilden 1977).

Diese letztere Eigenschaft erweist sich überall dort als Vorzug, wo auch die zu enkodierenden Tatbestände (Objekte, Zustände oder Ereignisse) den Charakter kontinuierlicher Variabilität besitzen:

- 1) Bei der Darstellung physischer Objekte, wo es mittels Gesten gelingt, etwa die Grösse eines Kreises oder die Form einer Vase "ikonisch" (d.h. durch Erzeugung einer der "wahren Form" genau entsprechende oder wenigstens isomorphe Handbewegung) zu symbolisieren (Graham/Argyle 1975).
- 2) Beim Ausdruck innerpsychischer Zustände, wo die Verbalsprache eine Entscheidung zwischen kategorial separierten Begriffsbestimmungen ("grosse Wut", "entsetzliche Enttäuschung" etc.) aufzwingt, während es etwa im Medium mimischer Ausdruckskundgaben viel besser gelingt, den variablen Intensitäten oder qualitativen Ausprägungen solcher Stimmungslagen Rechnung zu tragen.
Dank dieser hohen Affinität zur psychischen Systemebene sind Körpergesten dazu geeignet, innersubjektives Erleben in einer mittels Verbalisierung unerreichbaren Differenziertheit für intersubjektive Kommunikation zu erschliessen: (vgl. Bateson 1968).
Die hauptsächliche Funktionsleistung der *Schauspielkünste* besteht darin, den defizienten Ausdrucksgehalt eines invarianten Sprachtextes durch variabelere nonverbale Ausdrucksmittel (Kostümierung, Körperbewegung, Tonfall, Bühnenszenarien u. a.) zu komplettieren und dadurch Bereiche subjektiven Erlebens (wie z.B. variierende Gefühlsintensitäten), die keiner digital-begrifflichen Artikulation fähig sind, einer intersubjektiven Vermittlung und ästhetischen Gestaltung zugänglich zu machen.

Im Sinne von *Ekman/Friesen* (1981) können innerhalb der gesamten Sphäre nonverbaler Kommunikation drei Ebenen der Enkodierung identifiziert werden, die sich danach unterscheiden, ob das Verhältnis zwischen Zeichen und Bezeichneten physisch determinierten oder konventionell definierten Zuordnungen beruht.

- 1) Zur äusserst umfassenden, basalsten Sphäre "intrinsisch kodierter" Gesten gehören alle in der Gegenwart Anderer vollzogenen Verhaltensweisen, die simultan als Akte physischen Bewirkens und als (rein expressive oder kommunikative) Ausdruckskundgaben fungieren.
Wer eine Ohrfeige verteilt, das Fenster öffnet oder sich intensiv lesend über ein Buch beugt, erzeugt einerseits ein objektives Geschehen und andererseits gleichzeitig auch eine intersubjektive Mitteilung, dass sich genau dieses Geschehen vollzieht. Das reflektierte Mitberücksichtigen dieser kommunikativen Komponente mag dann vielleicht dazu verleiten, sich etwas demonstrativer als "notwendig" über das Buch zu beugen, oder zu hoffen, dass auch eine nur angedeutete, nicht schmerzhaft Ohrfeige ihre Sanktionswirkung tut. Eine der folgenschwersten Spezifika kollokaler Sozialsysteme besteht darin, dass praktisch alle äusserlich wahrnehmbaren Verhaltensweisen auch als "auf sich selbst verweisende Symbole" fungieren: so dass es kaum gelingt, sie aus solch kommunikativen Bindungen loszukoppeln und kompromisslos auf rein sachliche Bewirkungen hin zu orientieren (vgl.3.4).
- 2) Die zweite Sphäre der "extrinsisch kodierten" Gesten umfasst all jene "ikonischen" Verhaltensvorgänge, die zu demjenigen, was sie ausdrücken, immerhin noch in einem *isomorphen Abbildverhältnis* stehen. Die Entlastung von physischen Bewirkungen hat zur Folge, dass verschiedenartige und auch mit sehr geringem Aufwand an Energie oder Qualifikation vollzogene Handlungen hinreichend sein können, um den rein kommunikativen Zweck zu erfüllen: so dass es durchaus möglich ist, mit sachten Handbewegungen ein gewaltiges Orchester zu dirigieren, oder mit der blossen Drohfaust ohne Kraftaufwand eine dem tätlichen Angriff vergleichbare Einschüchterungswirkung zu erzielen.

- 3) Zur dritten, der verbalen Ebene am nächsten verwandten Sphäre konventioneller Gesten ("arbitrary extrinsic coding") gehören Ausdrucksgaben, die zum symbolisierten Tatbestand in einem völlig willkürlich festgelegten Zuordnungsverhältnis stehen - und deshalb zu ihrer intersubjektiven Verständlichkeit einer um so festeren Verankerung auf der *kulturellen Ebene* bedürfen. Paradoxaerweise bedeutet die "Willkürlichkeit" derartiger Symbolhandlungen (wie z.B. Händeschütteln, Kopfnicken, Applaudieren etc.) keineswegs, dass sie von den Akteuren nach Belieben umdefiniert, eliminiert oder neu erzeugt werden könnten. Ganz im Gegenteil haben konventionell festgelegte Symbole (wie z.B. auch Sprachbegriffe) die Eigenschaft, besonders ritualisiert zu sein und sich der deliberaten Kreation oder Manipulation viel weitgehender als z.B. ikonische Gesten zu entziehen: Denn weil jede intrinsische Bezüglichkeit zum bezeichneten Referenten fehlt, wird es bei jeder Bedeutungsmodifikation notwendig, sehr umfassende Prozesse sozialer Diffusion, Konsensbildung, Sozialisierung und Tradierung stattfinden zu lassen.

Während sich verbale Äusserungen (z. B. Begriffe, Sätze u. a.) zu Formtypen verdichten, die völlig unabhängig davon, auf welche Weise sie gesprochen oder geschrieben werden, dieselbe invariante Bedeutung beibehalten, so bleibt der präzise Sinngehalt der meisten nonverbalen Gesten unauflöslich mit der genauen Art und Weise ihrer Ausführung verbunden. So können sich Emittenten durch Verfeinerung ihrer motorischen Selbstkontrolle immer reichhaltigere und subtilere Fähigkeiten zu nonverbalen Ausdrucksgaben erschliessen: genauso wie die dekodierenden Rezipienten sich durch eine Differenzierung ihres Wahrnehmungs- und Interpretationsvermögens in die Lage versetzen können, immer feinere Nuancierungen (des Gesichtsausdruckes, der Handbewegungen u. a.) zu registrieren und adäquat zu verstehen:

"Die kommunikative Bedeutung des Tonfalls, in den ich diese Redeäusserung kleide, des genauen Zeitpunkts (im Verhältnis zu den Voten meiner Konversationspartner), zu dem ich sie ausspreche, der Geschwindigkeit, mit der ich die Worte einander folgen lasse etc. etc., all dies hängt völlig von der Fähigkeit der Rezipienten ab, genau diese Merkmale richtig zu erfassen." (Kendon 1981:3f.).

Weil man nicht sprechen kann, ohne auf eine *bestimmte Weise* zu sprechen, sind alle kollokalen Redeäusserungen zwangsläufig mit einer Aura nonverbaler Begleit-äusserungen behaftet, die vom Sprechakt selbst nicht ablösbar sind. Darüber hinaus aber scheint es generell üblich zu sein, alles kollokale Sprechen auch in ein Milieu "extrinsischer" Gestik einzubetten: vor allem durch äusserst fein differenzierte *Gestikulationen* (der Hände u. a.), die mit der Sprache in einem dicht verwobenen komplementären Parallelitätsverhältnis stehen (vgl. Kendon 1983:17).

So scheint der Spracherwerb während des ontogenetischen Reifungsprozesses eines Individuums keineswegs mit einem Verlust an Gestik einherzugehen. Vielmehr werden die beim Kleinkind "frei flottierenden" nonverbalen Verhaltensweisen parallel mit ausdifferenziert und mit den verbalen Ausdrucksprozessen immer perfekter integriert (vgl. Bates 1979; Kendon 1983:24).

III

Wenn kollokale Sozialsysteme unter verschiedensten Situationsbedingungen fast voraussetzungslos und unvermeidlich entstehen und zu ihrer Kontinuierung (abgesehen von fortgesetzter Anwesenheit) keiner besonderen strukturellen Vorkehrungen bedürfen, so ist dies vor allem der Existenz und permanenten Aktiviertheit der fundierenden nonverbalen

Kommunikationsebene zu verdanken, die als "Auffangebene" verfügbar ist, wenn die voraussetzungsreichere verbale Kommunikation versagt.

Häufig nur rudimentär ausdifferenziert, stellt sie eine entwicklungsfähige "Kommunikationsreserve" dar, deren Kapazitäten voll ausgeschöpft werden müssen, wenn z.B. Taubstumme oder Gruppenteilnehmer verschiedener Sprachen miteinander in Beziehung treten, oder wenn strikte institutionelle Normen Schweigen gebieten.

So waren die nordamerikanischen Indianer der "great plains" auf eine hoch differenzierte Zeichensprache als "lingua franca" verwiesen, als sie im Zuge rascher Stammesexpansion erstmals miteinander in Berührung traten: genauso wie verheiratete armenische Frauen, die durch Redeverbot (während des Essens) zum Austausch vielfältiger Gesten genötigt werden (vgl. Kendon 1983:37).

Während der Entstehungsprozess einer neuen Verbalsprache Jahrhunderte benötigt und sich - im starken Kontrast zur hohen Intentionalität des Sprachgebrauchs - einer absichtsvollen Steuerung weitgehend entzieht, können gestische Zeichensprachen innerhalb eines kontinuierlichen und relativ geschlossenen kollokalen Feldes ziemlich rasch zur Ausbildung gelangen. Diese höhere Evolutionsfähigkeit ist zum Teil sicher der Tatsache zu verdanken, dass viele nonverbale Gesten einen "ikonischen" Charakter tragen: d.h. mit demjenigen, was sie bezeichnen, in einem intrinsischen Isomorphieverhältnis (anstatt bloss einem konventionellen Zuordnungsverhältnis) stehen (Ekman/Friesen 1981).

Während selbst intimste Unterredungen und Konversationen in Form und Sinngehalt fest in der Konventionalität der Sprache verhaftet (und deshalb auch für beliebige Dritte verstehbar) bleiben, so eignen sich nonverbale Gesten als Trägermedium für die Ausdifferenzierung partikularistischer Verständigungs-codes, deren Geltung sich strikte auf das kollokale Verhältnis ganz bestimmter Einzelindividuen beschränkt.

Die geringere Einbindung in systemexterne, kulturell verankerte Codestrukturen muss dann allerdings mit umso stärkeren sozio-strukturellen Voraussetzungen erkaufte werden: indem Gestensprachen zu ihrer Entstehung und Reifung auf aussergewöhnlich stabile und langfristig bestehende kollokale Interaktionsverhältnisse angewiesen sind und in ihrer Geltung häufig auf jene Individuen beschränkt bleiben, die sich auch an ihrer Genese mitbeteiligt haben.

So hat *Knapp* bei konubialen Ehepaaren einen langfristigen Perfektionierungsprozess der diadischen nonverbalen Kommunikation beobachten können, der bei beiden Partnern von einer Zunahme der Enkodierungs- wie auch der Dekodierungsfähigkeiten begleitet ist und in folgenden konsistenten Entwicklungen seinen Ausdruck findet:

- a) ein immer breiteres Spektrum immer feinerer Verhaltensnuancen wird in den kommunikativen Austausch einbezogen;
- b) anstelle kulturell stilisierter (d.h. auch anderswo verwendeter) Ausdrucksformen werden immer mehr rein systemintern definierte "Sprachregelungen" verwendet: indem eine vom Kontext separierte "Mikrokultur" aufgebaut wird, die es äusseren Beobachtern (inkl. Soziologen) zunehmend erschwert, die systeminterne Kommunikation zu verstehen;
- c) die Kapazität der Informationskanäle nimmt zu: indem es gelingt, innerhalb derselben Zeitspanne immer zahlreichere Kommunikationsakte stattfinden zu lassen (bzw. aus der Tatsache, dass auf nonverbaler Ebene simultan verschiedene Ausdrucks-kundgaben stattfinden können, immer besseren Nutzen zu ziehen);

- d) indem eine wachsende Zahl funktional äquivalenter Ausdrucksweisen für denselben Sinngehalt zur Verfügung steht, wächst die Chance, unter beliebigen situativen Bedingungen (z.B. bei unterschiedlichen räumlichen Distanzen) zuverlässig zu kommunizieren;
- e) der gestische Austausch wird in dem Sinne habitualisiert, dass die Partner sowohl zur Enkodierung wie zur Dekodierung immer weniger Aufmerksamkeit aufwenden müssen und deshalb zunehmend in der Lage sind, ihre Kommunikation "beiläufig" (d.h. ohne Behelligung ihrer übrigen Aktivitäten) stattfinden zu lassen (vgl. Knapp 1983).

Indem die der nonverbalen Ausdrucksebene eigenen funktionalen Leistungsvorteile auf diese Weise immer stärker zur Entfaltung gelangen, wird sie fähig, um

- einerseits *komplementär* zur Sprache dem Sozialsystem sehr subtile und flexible, voraussetzungslos zugängliche und höchst zuverlässige Möglichkeiten der interpersonellen Akkordierung zu erschliessen, die für den Vollzug anspruchsvoller Kooperationsleistungen (z.B. in medizinischen Operationsteams) grösste Bedeutung haben (vgl. Goffman 1983).
- abdererseits *substitutiv* zur Sprache einen grösseren Anteil der gesamten intrasystemischen Kommunikation zu absorbieren: so dass sich die Teilnehmer auf verbaler Ebene mit einem (in der Terminologie Basil Bernsteins) "restringierten Code" begnügen können (vgl. Bernstein 1964).

IV

Bekanntlich muss bereits das An- und Abwesendsein als ein fundamentales Basisverhalten angesehen werden, das - jeder spezifischeren Interaktion vorangehend - als Trägermedium für beliebige soziale Kommunikation Verwendung finden kann. Die Übermittlungskapazität dieses Kanals ist aber äusserst beschränkt, weil es in sachlicher Hinsicht nicht über eine blossе Digitalität (d.h. ein einziges 'bit' Information) hinaus differenzierbar ist: so dass es höchstens auf Grund seiner zeitlichen Spezifizierung (z.B.: Pünktlichkeit des Erscheinens, Häufigkeit der Teilnahme, Länge des Aufenthalts u. a.) möglich ist, informationsreichere Aufschlüsse zu gewinnen.

Demgegenüber enthält die Ebene der "persönlichen Erscheinung" einen sachlich komplexeren *und* in zeitlicher Hinsicht variableren Grad an Information, insofern

- jedes Individuum seine je eigenen Körpermerkmale und intendierten Weisen äusserlicher Selbstdarstellung zum Ausdruck bringt;
- dieselben Individuen je nach Lebensalter oder aktuellem Befinden ein unterschiedliches Erscheinungsbild bieten und je nach den Eigenheiten des sozialen Anlasses absichtlich in verschiedenartiger Montur erscheinen.

Immer noch aber ist der Grad an zeitlicher Variabilität äusserst beschränkt, weil viele Erscheinungsmerkmale mit den langfristig stabilen anatomischen und physiologischen Eigenschaften des biologischen Körpers verhaftet sind, *und* weil die intentionalen Arrangements der persönlichen Aufmachung darauf angelegt sind, zumindest im Rahmen einer

einzelnen sozialen Situation (z.B. während einer Abendeinladung, einer Beerdigungsfeier, eines beruflichen Vorstellungsgesprächs u. a. m.) möglichst invariant zu bleiben. Entsprechend wird seitens des Emittenten keine Zeit beansprucht, um das im äusseren Erscheinungsbild enthaltene Bündel an Information mitzuteilen: so dass zum Beispiel die für mich als Partygast benötigte Zeit, um mir einen äusseren Eindruck von allen übrigen Gästen zu verschaffen, nur von meinen eigenen Wahrnehmungsprozessen abhängig ist.

Gestische Verhaltensweisen haben demgegenüber die Eigenschaft, dass sie

- 1) mit dem physischen Substrat persönlicher Anwesenheit und Körpererscheinung in einem äusserst lockeren Zusammenhang stehen: so dass man zwar wissen kann, welche Handlungsvollzüge kleinen Kindern oder Invaliden unzugänglich sind, ohne aber positiv voraussagen zu können, wie sie das immer noch unendlich weitgespannte Repertoire möglicher Verhaltensalternativen ausschöpfen werden;
- 2) sich deshalb im Vergleich zur "persönlichen Erscheinung" viel besser eignen, um mannigfachste interindividuelle Unterschiede wie auch intra-individuelle Variationen (z.B. zeitliche Wandlungen der Stimmungslagen, Interessen u. a.) zum Ausdruck zu bringen;
- 3) in doppelter Hinsicht ihre Komplexität nur unter Beanspruchung von Zeit angemessen entfalten können:
 - weil jeder einzelne Verhaltensablauf Zeit braucht, um vom Beginn bis an sein Ende zu kommen,
 - weil nur sehr wenige Verhaltensabläufe simultan ablaufen können: so dass sie in strenger zeitlicher Sequenz angeordnet werden müssen.

Da nun der *Emittent* Zeit braucht, um seine informativen Stimuli auszusenden *und* der *Rezipient* Zeit benötigt, um sie zu empfangen und zu interpretieren, ist jetzt eine *intersubjektive Akkordierung motorischer und sensorischer Prozesse* notwendig, um den Erfolg der Kommunikation zu garantieren. Spezielle Mechanismen der sozialen Erwartungsbildung und begleitender Kontrolle müssen gewährleisten, dass ich genau dann (und solange) hinsehe, wenn mein Partner handelt: bzw. dass ich mich vor Ausführung meiner eigenen Gesten vergewissere, dass mein Partner sein enges Wahrnehmungs- und Aufmerksamkeitsfeld mir zuwendet.

Die Konstitution, Wahrnehmung und Interpretation des nicht-verbalen gestischen Verhaltens vollzieht sich also unter den äusserst erschwerten Bedingungen, dass Emittent und Rezipient symmetrische Probleme zeitlicher, sachlicher und sozialer Selektivität in wechselseitiger Abstimmung zueinander bewältigen müssen:

	Emittent	Rezipient
sachlich:	was will ich tun?	was soll ich (aufmerksam) beobachten
zeitlich:	wann will ich es tun?	wann soll ich wahrnehmen?
sozial:	gegenüber wem will ich es tun?	wen will ich beobachten?

Diese Selektions- und Koordinationsprobleme sind so enorm und die zu ihrer Bewältigung entwickelten Mechanismen so beeindruckend und vielfältig, dass bei ihrer angemessenen Diskussion fast alle Aspekte der soziologischen Theoriebildung mitthematisiert werden müssten.

Andererseits halten sich diese Probleme im Bereich nicht-verbalen Verhaltens dennoch in viel engeren Grenzen als in der Sphäre sprachlicher Kommunikation, wo noch ungleich

höhere Niveaus der Variabilität und Temporalisierung auftreten (und entsprechend drastischere Mechanismen der Selektivität wirksam werden müssen (vgl. 2.2.5)):

- 1) Während der Emittent im selben kleinen Zeitabschnitt nur einen einzigen Satz ausformulieren und nur über ein einziges Thema sprechen kann, so ist er in der Lage, simultan durchaus verschiedene nicht-verbale Stimuli auszusenden, die in unterschiedliche Sinnkontexte eingebettet sind oder sogar auf verschiedene Interaktionspartner ausgerichtet werden. Ein Grund dafür liegt darin, dass neben dem akustischen Emissionskanal (der auf strenge zeitliche Sequenzierung hin angelegt ist) noch andere Trägermedien des Ausdrucks zur Verfügung stehen. Insbesondere lässt sich der Körper als komplexes visuelles Ausdrucksfeld beanspruchen, weil seine verschiedenen hochdifferenzierten Muskelpartien (Augen, Gesicht, Hände, Wirbelsäule u.a.) unabhängig voneinander bewegt werden können.

So kann es in Gesprächssituationen leicht geschehen, dass nonverbale Kundgaben dem zähen Strom der Rede leichtfüßig vorausziehen: beim Rezipienten den Erwartungs- und Deutungshorizont vorstrukturierend, innerhalb dem er dann die nachfolgenden Verbalisierungen interpretiert. Ein mit diesem Deutungsrahmen in Widerspruch stehender Inhalt der Rede vermag sich häufig nicht durchzusetzen, weil die nonverbalen Kundgaben *primär* zum Zuge kommen und auch meist für authentischer (weil: für weniger leicht manipulierbar) gehalten werden:

"Und wenn ich fragte 'kennen Sie die Guermantes?' gab Legrandin, der Plauderer, zur Antwort: 'Nein, und ich habe auch niemals Wert darauf gelegt.' Leider aber antwortete er nur als zweiter, denn ein anderer Legrandin, den er sorgfältig in seinem Inneren verbarg und niemals vorzeigt, weil dieser Legrandin über den unseren und seinen Snobismus allerlei kompromittierende Geschichten wusste, ein anderer Legrandin, sagte ich, hatte zuvor bereits seine Antwort gegeben durch den verwundeten Blick, die verbissene Linie seines Mundes, den übertriebenen Ernst im Tone seiner Erklärung, durch die tausend Pfeile, von denen unser Legrandin sich einen Augenblick gespickt und versehrt gefühlt hatte, ein heiliger Sebastian des Snobismus: 'Ach! Wie tust Du mir weh! Nein, ich kenne die Guermantes nicht, rühre nicht an den grossen Schmerz meines Lebens.' Und wenn dieser zweite Legrandin, das Enfant terrible, nicht über die nette Ausdrucksweise jenes zweiten verfügte, so war er doch viel schlagfertiger, bestand aus lauter 'Reflexen', wie man sagt, und wenn Legrandin der Plauderer ihm das Schweigen gebieten wollte, hatte der andere längst gesprochen, und es nützte unserem Freund nichts, wenn er nachträglich verzweifelt war über den schlechten Eindruck, den die Enthüllungen seines alter ego machten; er konnte nur noch versuchen, ihn etwas zu verwischen." (Proust 1979:172/173).

Werden dieselben kommunikativen Inhalte parallel auf verbaler und auf nonverbaler Ebene emittiert, gelingt es, den Kommunikationen viel höhere "Robustheit" zu verleihen: so dass ihre adäquate Rezeption und Dekodierung selbst unter widrigen Situationsbedingungen gesichert werden kann. Wenn jederzeit mit plötzlichem Lärm gerechnet werden muss oder wenn die Partner sich aus grösserer Entfernung oder aus fahrendem Auto miteinander zu verständigen suchen, ist es beispielsweise ratsam, Grussworte durch begleitende Handgesten oder umgekehrt: warnendes Winken durch zusätzliche Rufe zu unterstützen (vgl. Birdwhistell 1970:107f.). Generell haben solch "doppelt enkodierte" Kommunikationsakte die Eigenschaft, sich gegenüber dem Umfeld der übrigen (simultanen) wahrnehmbaren Ereignisse prägnanter zu differenzieren und dementsprechend auch in der Erinnerung stärker haften zu bleiben. So ist es von höchster pädagogischer Bedeutung, dass beispielsweise gesprochene Sätze besser

ins Gedächtnis eingehen, wenn sie von ausdrucksvollen Körpergesten begleitet werden (vgl. Berger/Popelka 1971).

- 2) Während der Rezipient sprachlicher Äusserungen sein integrales Aufmerksamkeitsfeld auf einen einzigen Sprecher ausrichten muss, um sich auf den hohen Überraschungsgehalt und die semantischen Konzentrationswerte verbaler Kommunikation einzustellen, kann der Beobachter nicht-verbaler Verhaltensweisen einen breiteren, unselektiveren Zugang zu seiner sozialen Umwelt aufrechtzuerhalten: weil er eben mehrere Sinnesorgane zur Verfügung hat und ganz besonders mit seinem visuellen Organ in der Lage ist, simultan relativ komplexe, vieldimensional konstituierte Muster zu registrieren. Bei der Mimik beispielsweise können Stellungen und Bewegungen verschiedener Gesichtspartien derart zu kohärenten Ausdrucksgestalten verdichtet werden, dass es möglich wird, simultan mehrere Gefühlszustände zur Kundgabe zu bringen: Elemente von Ungeduld, Vorfreude, Ängstlichkeit u.a. können in derselben Synchronizität, die ihrem subjektiven Erleben eigen ist, auch im Medium intersubjektiv wahrnehmbarer Verhaltensweisen sichtbar werden, während ihre verbale Explikation ein dieser Simultaneität zuwiderlaufendes zeitliches Nacheinander nötig machen würde (vgl. z.B. Plutchik 1962; Ekman/Friesen 1981).

Nicht zuletzt dank diesem "Realzeitverhältnis" zwischen Erleben und Kommunikationsverhalten können nonverbale Ausdruckskundgaben einen auf verbalem Wege unerreichbaren Grad an Authentizität und "Wahrhaftigkeit" erreichen: so dass sie überall dort, wo solche Authentizität hoch geschätzt wird (z. B. in Verhandlungsprozessen oder in psychotherapeutischen "Encounter Groups") gegenüber der verbalen Ebene in Führung gehen.

- 3) Während der sprachliche Kommunikationsfluss seine eigene zeitliche Variabilität und Unvorhersehbarkeit dadurch erzeugt, dass es normalerweise als inopportun, ja abstrus und psychopathologisch angesehen wird, wenn jemand auch nur zweimal genau dasselbe sagt, so sind die Variationszwänge beim nicht verbalen Verhalten viel weniger streng normiert. Niemand wird allein deshalb negativ sanktioniert, weil er sehnsüchtige Blicke, ein schelmisches Lächeln, ein unwilliges Kopfschütteln oder selbst ein neurotisch wirkendes Mundzucken mehrmals wiederholt: und von allen Individuen wird stillschweigend erwartet, dass sie fortgesetzt dieselben Verhaltensanstrengungen aufwenden, um einen bestimmten Habitus ihrer Körperhaltung, ihres Gesichtsausdrucks oder des Tonfalls ihrer Stimme zu stabilisieren.

Aus all diesen Gründen fehlt das für verbale Kommunikation typische Dilemma, dass sich aufgrund der Knappheit an Redezeit und Zuhörchancen entweder eine asymmetrische Polarisierung zwischen einem Sprecher und vielen Zuhörern oder aber eine Fragmentierung in zahlreiche unabhängige Konversationsgrüppchen ergibt.

Vielmehr überwiegt ein relativ lose koordiniertes, dezentralisiert gesteuertes Geflecht multilateraler Emissions- und Rezeptionsaktivitäten: ein Grundpegel anarchischer, aber gerade deshalb äusserst beständiger "nicht-zentrierter Interaktion", bei dem jedes Individuum sich die Freiheit wahrt, als autonomes Emissions- und Rezeptionszentrum intersubjektiver Kommunikation zu fungieren:

"Alle Anwesenden stürzen sich in einen gemeinsamen Teich nicht-zentrierter Interaktion, jeder Einzelne vermittelt jedem in der Situation allein durch seine Anwesenheit, sein Benehmen, seine äussere Erscheinung irgendwelche Informationen von sich, und jeder Anwesende nimmt ähnliche Informationen über die anderen entgegen, zumindest insofern, als er willens ist, von seinen Möglichkeiten, etwas zu erfahren, Gebrauch zu machen. In diesem Bereich nicht-zentrierter Interaktion kann keinem Teilnehmer 'offiziell' das Wort

erteilt werden: es gibt kein offizielles Zentrum für allgemeine Aufmerksamkeit." (Goffman, 1969:146;42).

So vermag das umfassende und sich auf anspruchsloseste Weise ständig regenerierende Geflecht sinnlicher Verhaltenswahrnehmungen dem kollokalen Sozialsystem zu einer weitreichenden und zuverlässigen primären Integration und zu einem Rahmen gesicherter gemeinsamer Situationsdefinitionen, Interpretationen und Antizipationen zu verhelfen, innerhalb dem dann die sprachliche Kommunikation gefahrloser ihre differenzierenden, häufig von Asymmetrien, Desorganisation und Fragmentierung begleitenden Wirkungen entfalten kann.

"Oberhalb und jenseits dieser allgemeinen Teilnahme aber beteiligen sich die voll integrierten Mitglieder einer besonderen Begegnung zusätzlich an einer Interaktion zentrierter Art; in ihr ist die Information eines Einzelnen als spezifischer Beitrag zu einem gerade diskutierten Thema gemeint und hat gewöhnlich auch einen bestimmten Adressaten, während die andern Mitglieder der Begegnung, und nur diese anderen, sie ebenfalls aufnehmen sollen. So liegt eine allen gemeinsame Basis nicht-zentrierter Interaktion einer nicht allen gemeinsamen Basis zentrierter Interaktion zugrunde (oder mehreren solchen Basen)." (Goffman, 1969: 147).

Dieses "Basisrauschen" nicht-verbaler Kommunikation bildet einerseits die Ausgangsbasis, auf der (z. B. indem sich jemand plötzlich zum Redner aufschwingt, oder alle aufhören, um dem Gespräch zweier Teilnehmer zuzuhören) sich ein viel schmaleres und im Zeitablauf stark variierender Überbau "zentrierter Interaktion" aufbauen kann; und andererseits bildet es die jederzeit verfügbare "Rückzugsbasis", auf die das Interaktionssystem nach anstrengenden Phasen der Zentrierung jederzeit regredieren kann, ohne seinen Charakter als soziales Interaktionssystem zu verlieren. So bleibt ein Theaterpublikum nach beendeter Vorstellung zumindest noch eine Zeitlang als nicht-zentriertes Feld einander stossender, musternder, winkender und sich vor der Garderobiere gefügig in die Schlange einreihender Individuen erhalten; und in durchaus ähnlichen Aggregationszuständen pflegen sich ermüdete Schulklassen während der Pausen vom anstrengenden zentrierten Unterricht zu erholen.

V

Bekanntlich stösst man beim Versuch, die *Anwesenheit* einer Person sowie ihre *äussere Erscheinung* als intentionale Handlungen (bzw. deren Ergebnisse) aufzufassen, auf recht enge Grenzen, denn

- jeder Mensch ist dem unentrinnbaren Zwang ausgeliefert, jede Minute des Tages irgendwo zu sein und andern Individuen einen bestimmten Anblick zu bieten: völlig unabhängig davon, inwieweit er diese ökologischen und physischen Parameter seiner Befindlichkeit absichtsvoll kontrolliert;
- auf Grund harter physischer Gegebenheiten lassen sich die meisten Absichten zur Manipulation solcher Zuständlichkeiten nur schwer oder überhaupt nicht verwirklichen: z.B. weil man sich nicht gleichzeitig oder kurz nacheinander an völlig verschiedenen Orten aufhalten kann, oder weil biologisch fixierte Körpermerkmale (bedingt durch Geschlecht, Alter u. a.) der Manipulation des äusseren Erscheinungsbildes Widerstand entgegensetzen.

Am entgegengesetzten Pol höchster Intentionalisierung wäre wohl das *verbale Kommunikationsverhalten* anzusiedeln, denn

- weil man (zumindest im Sinne physischer Kausalität) niemals gezwungen ist, überhaupt etwas zu sagen, wird die Tatsache, dass ein Sprechakt erfolgt, fast unweigerlich als Indiz für eine absichtsvolle Handlung gewertet;
- weil man im Medium der Sprache mit gleichbleibender Mühelosigkeit alles und jedes in beliebig variabler Diktion zum Ausdruck bringen kann, wird - ausser in psychopathologischen Fällen - auch das Was (und häufig auch das Wie) der Rede grundsätzlich der (intendierten) Eigenselektivität des Sprechers zugerechnet.

Nicht-verbale Verhaltensweisen belegen nun zwischen diesen beiden Polen eine intermediäre Position, oder besser: ein relativ breites Spektrum mittlerer Positionen, die sich vom Bereich praktisch unkontrollierbarer, physiologisch bedingter oder habitualisierter Verhaltensreflexe (Niesen, Rülpsen, Gewohnheiten des Gehens, Händereichens, Lächelns u.a.) bis zu völlig absichtsvoll gemeinten (und verstandenen) Handlungen erstrecken.

Wird die "*persönliche Erscheinung*" durch biologisch zugeschriebene Körpereigenschaften noch direkt *determiniert*, so werden *Verhaltensweisen* durch diese nur noch *konditioniert*: indem sie einen Variationsspielraum potentiell ausführbarer senso-motorischer Abläufe begrenzen, ohne zu bestimmen, ob, wann und wie oft eine spezifische Verhaltensweise erfolgt.

Entsprechend wird der Tatbestand individueller Autonomie erst auf dieser dritten Ebene zu einer derart regelmässigen, generalisierten Erfahrung, wie dies für die Konstituierung *selbstreferentieller Persönlichkeitssysteme* und *interreferentieller Sozialsysteme* notwendig ist:

- 1) Das Individuum erfährt sich selbst als ein *Selektionszentrum*, das *andauernd* aus einer Vielzahl gleich zugänglicher Alternativen auswählen kann und muss: so dass es für die Orientierung an Werten, Normen, Präzedenzen, "Bedürfnissen" und vielen anderen Strukturierungshilfen sensibilisiert wird, die ihm die Reduktion dieser permanent neu entstehenden Komplexität erleichtern.
- 2) Die Individuen erfahren einander wechselseitig als andauernd *selbstbestimmende (und damit auch: unberechenbare) Akteure* und müssen damit leben, dass sie für ihre eigenen Handlungen zur Verantwortung gezogen werden und die Verhaltensweisen anderer als eigenselektive (d.h. nicht durch deterministische Kausalwirkungen hinreichend konstituierte oder beeinflussbare) Ereignisse hinnehmen müssen.

Dieser *Selektionszwang* teilt mit dem physischen Körper die Eigenschaft, den Menschen unentrinnbar über seine ganze (zumindest: wache) Existenzdauer hinweg zu begleiten. Darf die Einsicht "*Man nimmt mich wahr, also bin ich*" als konstitutiv für eine primäre, bereits dem kleinsten Kind zugängliche *selbstreferentielle Existenz Erfahrung* gelten, so ist das Urteil "*Ich muss wählen, also bin ich*" dank ihrer ähnlich zwingenden Evidenz geeignet, das *Selbstbewusstsein des Individuums als autonom handlungsfähiges Subjekt* zu begründen. Andererseits aber ist nicht-verbales Verhalten immer noch so weitgehend in physische Bedingungs- und Einflussverhältnisse eingebunden, dass es selten einen so hohen und unbestrittenen Grad der Intentionalisierung erreicht, wie er für Sprechakte generell charakteristisch ist:

- 1) Der Spielraum realisierbarer Intentionen wird immer noch durch relativ spezifische, nicht manipulierbare Randbedingungen (Körperbau, Wahrnehmungsfähigkeiten, motorische Kondition u.a.) begrenzt, die zwischen verschiedenen Personen wie auch im Verlaufe individueller Biographien auf unkontrollierbare Weise variieren. Deshalb kann es niemals eine ähnlich generalisierte "Verhaltenskompetenz" geben, wie es eine generalisierte „Sprachkompetenz" (vgl. 2.2.5) gibt.
- 2) Individuen können sich nicht ähnlich souverän zum "Verhalten" oder "Nichtverhalten" entschliessen, wie sie sich jederzeit für das "Reden" oder "Schweigen" entscheiden können. Zwar sind sie zumindest im Schlaf oder bei Bewusstlosigkeit von Verhaltenszurechnungen dispensiert (während sie auf dem fundamentalen Niveau ihrer "persönlichen Erscheinung" selbst dann unentwegt sinnlich wahrnehmbare Stimuli emittieren). Aber in ihrem normalen Wachzustand sind Individuen daraufhin angelegt, ununterbrochen ein relativ hohes Niveau motorischer und sensorischer Aktivität aufrechtzuerhalten: so dass "absolute Bewegungslosigkeit" nur annäherungsweise und unter grössten Anstrengungen erreichbar ist und als unnatürlichster, entweder auf höchste intentionale Anspannung oder auf katatonischen Wahnsinn hinweisender Zustand gilt.

Dieser Basispegel ständiger motorischer Abläufe hat zur Folge, dass jedes Individuum andauernd viel mehr Verhaltensstimuli emittiert, als es zum Objekt intentionaler Selbstkontrolle und aufmerksamer Fremdbeachtung machen kann. Dabei sorgt die Unsicherheit über den jeweiligen Aufmerksamkeitsfokus dafür, dass der intentionale Gehalt vieler Verhaltensweisen zwielichtig bleibt und vom Akteur selbst anders als von seinen Interaktionspartnern beurteilt wird. Weil man schliesslich seine Augen immer irgendwohin wenden muss, kann man immer bestreiten, mit dem Anblicken oder Anstarren einer Person eine bestimmte Absicht (z.B. sie zur Interaktion aufzufordern, Missbilligung auszudrücken u.a.) verbunden zu haben; und mein vernehmbares Räuspern während einer Diskussion muss nicht als "Kommentar" zum soeben gehörten Votum aufgefasst werden, weil auch rein physiologische Erklärungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen (vgl. z.B.; Kendon 1983: 14).

Gerade weil ihr Handlungscharakter so undeutlich ist und deshalb verschiedenartigen und leicht revidierbaren Deutungen offensteht, sind nicht-verbale Verhaltensweisen viel besser als verbale Äusserungen dazu geeignet, um bei relativ hoher Erwartungsunsicherheit mit wenig Aufwand und Risiko Interaktionsmöglichkeiten und Konsensancen zu explorieren. So können kollokale Individuen (z.B. auf Begegnungsparties) ihre Blicke ähnlich wie Pflanzen ihre Sporen um sich streuen: in Erwartung, dass zumindest einer von ihnen "haften" bleibt und einen kommunikativen Prozess auslöst, der zu einer Tanzaufforderung, Bekanntschaft, Freundschaft oder noch weiter führen kann.

Das der dauernden motorischen Basisaktivität analoge "Grundrauschen" ständiger *sensorischer Wahrnehmungsprozesse* hat zur Folge, dass Individuen nur geringe Kontrolle und nur begrenztes Wissen darüber haben, welche der von ihnen ausgesandten Verhaltensstimuli von wem wann wie wahrgenommen werden.

"Man weiss zwar, dass man wahrgenommen wird, aber nur sehr unscharf und indirekt, als was man wahrgenommen wird." (Luhmann, 1969)."

Vor alle die visuelle Kommunikationsebene ist mit der doppelten Unsicherheit belastet, dass EGO einerseits nicht gut weiss, welche Stimuli es überhaupt aussendet (weil er sich selbst viel weniger gut zusehen als zuhören kann), und andererseits noch viel weniger weiss, welche der emittierten Stimuli wahrgenommen und dekodiert werden.

Besonders ausgeprägt trifft diese Problematik auf die *Gesichtsmimik* zu: weil mimische Kundgaben

- a) ununterbrochen ausgesendet werden müssen, da das Gesicht im Gegensatz zu den übrigen Körperteilen den Mitbewesenden permanent in unverhüllter Nacktheit dargeboten wird und auch (im Gegensatz etwa zu den Händen) in seiner Lage und Darstellungsperspektive kaum manipuliert werden kann;
- b) von den Mitbewesenden mit besonders hoher Wahrscheinlichkeit registriert werden: weil allein schon die Höflichkeit es gebietet, seinen Partner mit einer gewissen (allerdings auch wieder begrenzten) Häufigkeit und Zeitdauer ins Antlitz zu blicken (Ekman/Friesen 1969) und es darüber hinaus als erwiesen gilt, dass im Gesichtsausdruck besonders informationsreiche und authentische Kundgaben sichtbar werden;
- c) bei alledem vom Emittenten besonders schwer registrierbar und kontrollierbar sind: weil ausgerechnet das Gesicht, das für alle anderen im Zentrum visueller Aufmerksamkeit steht, sich so weitgehend wie kaum ein anderer Körperteil der eigenen Wahrnehmung entzieht.

Das hat zur Folge, dass die Selektivität der nonverbal übermittelten Kommunikationen in hohem Masse den Aufmerksamkeitsleistungen und Dekodierungsfähigkeiten des *Rezipienten* aufgebürdet wird: weil die Vielfalt der permanent erzeugten Kundgaben ihm viel Autonomie überlässt, das Wann, Was und Wie seiner Wahrnehmung selbst zu bestimmen.

Dies wiederum bedeutet, dass im Verhältnis zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung (wie auch zwischen den Fremdwahrnehmungen verschiedener Beobachter) hohe Diskrepanzen entstehen können, die meist implizit bleiben, weil sie - wegen der engen Kapazitätsschranken sprachlicher Kommunikation - niemals alle auf der Ebene verbaler Verständigung thematisiert werden können.

Entsprechend bleibt alles ausserhalb verbaler Explikation (bzw. Explizierbarkeit) stattfindende Handeln in dem Sinne "unvollständig sozialisiert", als sich sowohl die Enkodierungs- wie die Dekodierungsprozesse einer strengen Kontrolle durch intersubjektiv verbindliche Regeln entziehen und jedes Individuum in gewissem Grade seine höchst privaten Auffassungen darüber aufrechterhält, wie es aussieht, sich verhält und dadurch "auf andere wirkt".

VI

Im Verhältnis zu den wenig differenzierbaren Ausdrucksebenen persönlicher Anwesenheit und Erscheinung fungiert die Sphäre nicht-verbaler Verhaltens als hierarchisch übergeordnete Ebene der Steuerung und semantischen Spezifikation:

Beispielsweise ist die blossе Anwesenheit in einer Kirche ein in sich selbst so wenig informationshaltiges Faktum, dass man nur aus dem Kontext des dort praktizierten Verhaltens Schlüsse ziehen kann, ob touristische Neugier, ästhetisches Erlebensbedürfnis oder gläubige Andacht die Motive dafür bilden. Und das öffentliche Auftreten in festlicher, schwarzer Kleidung ist ein so unspezifisches Signal, dass man nur durch Kenntnis

- der im jeweiligen kulturellen Kontext geltenden Kleidungskonventionen
- der aktuell vorliegenden Situation und Handlungsabsichten (z.B.: einer Beerdigungszeremonie beizuwohnen, ein Orchester zu dirigieren u. a.)

zu genaueren Interpretationen gelangt.

Auf der andern Seite bildet die Sphäre nicht-verbaler Verhaltensweisen ihrerseits das fundierende Substrat für alle verbale Kommunikation. Denn niemand kann im kollokalen

Interaktionsverhältnis auch nur einen Satz äussern, ohne gleichzeitig (bzw. wiederum: ein bisschen *vor* dem Zeitpunkt, wo der Satz vollendet und dadurch zum Gegenstand intersubjektiven Verstehens geworden ist) in Tonfall, Mimik, Modulierung, Blickweisen und Handbewegungen die situativen Rahmenbedingungen mitzuliefern, die

- 1) im *physischen Sinne* kausal notwendige Trägersubstrate der Sprachäusserung darstellen;
- 2) im *symbolischen Sinne* den semantischen Kontext mitkonstituieren, innerhalb dem sich die präzise Sinndeutung des Gesprochenen vollzieht (vgl. z.B. Poyotas 1981)

Weil eine sehr begrenzte, durch keinerlei Massnahmen wesentlich vermehrbare Zahl verschiedener motorischer Verhaltensvollzüge für eine unabgrenzbare Vielfalt verschiedener Bedeutungen in Anspruch genommen werden muss, ist jede Verhaltensweise "semantisch defizient" und verlangt nach einer sinnhaften Präzisierung, die nur auf der noch ungleich differenzierbarereren Ausdrucksebene sprachlicher Kommunikation gewährleistet werden kann (vgl. Kendon, 1981: 15, Freedman 1981:151ff.). So erhält das *Fahneschwenken des Linienrichters* ausschliesslich von den kodifizierten Regeln des Fussballspiels seinen Sinn; und in den *Armbewegungen des zelebrierenden Priesters* kann man mühelos die Vorschriften der Messliturgie wiederfinden. Die mangelhafte immanente Verständlichkeit der meisten Gesten rührt daher, dass im Vergleich zur grenzenlosen Mannigfaltigkeit formulierbarer Sätze und Texte nur ein begrenztes Repertoire klar unterscheidbarer Körperbewegungen zur Verfügung steht: so dass dieselben Bewegungsmuster je nach kulturellem und situativem Kontext mit ganz unterschiedliche Ausdrucksfunktionen befrachtet werden müssen.

Ganz besonders beschränkt ist das Arsenal der sogenannten *ritualisierten Gesten*, die den strengen Anforderungen genügen müssen, von jedermann ohne besondere motorische Voraussetzungen ausführbar sowie ohne besondere perzeptive Anforderungen wahrnehmbar zu sein.

Das lächelnde Anblicken, das Kopfnicken oder Verneigen sind einige dieser Standardgesten, deren besondere Kompatibilität mit physiologisch-anatomischen Voraussetzungen des menschlichen Organismus dafür sorgt, dass sie in praktisch allen Kulturen vorkommen und überall für eine grosse Vielfalt verschiedener Ausdrucksfunktionen Verwendung finden (Morris/Marsh/Shaugnessy 1979; Kendon 1983: 35, Ekman/Friesen 1971).

Aber auch (ja: gerade) sehr komplexe, zu einer übergreifenden Molarhandlung koordinierte Verhaltensabläufe bleiben semantisch unterdeterminiert, solange man den verbalen Kontext der Weisungen, Vorschriften, Sanktionsandrohungen u.a. nicht kennt, in den sie hineingehören. So kann man zwar dem *Fällen eines Baumes* durchaus einen immanenten, aus dem zweckhaften Ineinandergreifen verschiedener Verhaltensvorgänge erschliessbaren Sinn abgewinnen (vgl. Weber 1972: 4); aber ohne Angabe eines verbalisierten semantischen Referenzsystems kann man nicht wissen, ob es sich dabei um die Erfüllung einer dienstlichen Vorschrift, die Urbarmachung von Neuland oder um delinquenten Waldfrevel handelt.

Blickkontakte haben beispielsweise häufig die Funktion, den Sinngehalt gleichzeitig emittierter Verbaläusserungen zu unterstreichen, dem gesamten Kommunikationsakt dadurch mehr Redundanz und "Robustheit" zu verleihen und das Risiko, dass die Rede falsch (z.B. ironisch statt ernsthaft) verstanden wird, stark zu reduzieren.

So hat sich in einer Experimentaluntersuchung von Ellsworth/Carlsmith (1977) gezeigt, dass Kommunikatoren

- die die Rezipienten während des Sprechens häufig und lange anblicken, von diesen
- bei positivem Inhalt ihrer Rede günstiger beurteilt werden

- bei negativem Inhalt ihrer Rede ungünstiger beurteilt werden
als wenn - was beispielsweise bei Telefongesprächen zwangsläufig der Fall ist - Blickkontakte fehlen.

Und nur im Lichte des Gesamtkontexts einer sozialen Beziehung oder situativen Bedingungskonstellation wird zweifelsfrei deutlich, ob ein lang ausgehaltener wechselseitiger Blick als *Ausdruck inniger Liebe*, als *Artikulation einer dringenden Bitte*, als *bedrohliche Ankündigung bevorstehender Aggressionsakte* oder als *erfolgreiche Vorverständigung über eine homosexuelle Kontaktnahme* gewertet werden soll: und katastrophale Missverständnisse sind wahrscheinlich, wenn hinsichtlich dieses umfassenden Interpretationsrahmens diskrepante Auffassungen bestehen.

Natürlich ist es in der weiten Sphäre subinstitutioneller Interaktionen häufig der Fall, dass Verhaltensabläufe nicht nur hinsichtlich der Frage *ob* es Handlungen seien, sondern auch *was für* Handlungen es seien, zwielichtig bleiben. Auch *diese* Mehrdeutigkeit kann taktisch benutzt werden, um unverbindliche Initiativen zu eröffnen und jederzeit zugängliche Rückzugsmöglichkeiten zu wahren: z.B. bei einem "*sphinxhaften Lächeln*", das ebensogut als Zeichen für *freundschaftliches Einverständnis* wie für *skeptische Vorbehalte* oder gar *mitleidige Verachtung* gewertet werden kann; oder bei einem *innig-warmen Händedruck zum Abschied*, der nicht nur tiefes Bedauern über die Trennung, sondern auch die Gewissheit (bzw. den Entschluss), dass es nicht so bald zu einer Wiederbegegnung kommen wird, zum Ausdruck bringen kann.

In dem Masse, wie in einem kollokalen Interaktionssystem nonverbale Kommunikationen vorherrschen, fehlt diesem die Möglichkeit, mit Hilfe autonomer, endogener Prozesse den genauen Sinn der ausgetauschten Kommunikationsakte zu spezifizieren: vor allem weil es im Gegensatz zur verbalen Ebene nicht möglich ist, zur Verständigung über diesen Sinn metakommunikative Prozesse stattfinden zu lassen.

Mit andern Worten: Kollokalsysteme bezahlen die genannten Leistungsvorteile gestischer Kommunikationen teuer damit, dass sie an Autonomie verlieren und auf den Import von Deutungsmustern angewiesen sind, die ausserhalb ihrer selbst (z.B. auf der alokalen Ebene gesellschaftlicher Institutionen) festgelegt worden sind. Je undifferenzierter und intrinsisch vieldeutiger die Körpergebärden, desto grösser der Bedarf an derartigen exogenen Selektionshilfen, um ihren präzisen Sinn im Interaktionssystem zu fixieren und intersubjektiv zu stabilisieren. Dies trifft in besonders hohem Masse für *Körperberührungen* zu, die für den Rezipienten mit physischem Schmerz und/oder einer Verletzung seiner Intimsphäre verbunden sind und deshalb Gefühle der Bedrohung und Furcht auslösen, wenn nicht genau feststeht, wie sie gemeint sind und welchen voraus sehbaren Beschränkungen (in der Intensität, Zeitdauer, Häufigkeit u.a.) sie unterliegen.

So ist es verständlich, dass *Aerzte, Tanzlehrer, Physiotherapeuten, Massschneider* oder *Polizisten* ihre berufsnotwendigen Körperberührungen meist innerhalb eines relativ scharf segregierten Situationskontexts vollziehen, bei dem schon durch die Wahl der Oertlichkeit, die instrumentale Ausstattung der Behandlungsräume, durch die Berufskleidung und mannigfache Rahmenbedingungen der Interaktion jeder Zweifel daran ausgeschlossen ist, dass eine rein funktional-professionelle, auf die Lösung einer spezifischen Einzelproblematik ausgerichtete (und deshalb transitorische) Sozialbeziehung besteht (vgl. Heslin/Alper 1983).

Und äusserst ritualisierte Schemata von "Takt" und "Höflichkeit" müssen in Anspruch genommen werden, um sicherzustellen, dass begrüssende Umarmungen oder Abschieds-

küsse keine sexuellen Konnotationen mehr enthalten oder auch nur als Ausdruck einer innigen persönlichen Freundschaft gewertet werden (Heslin/Alper 1983).

Am Beispiel taktile Körperkontakte wird auch am besten deutlich, dass diese exogenen Situationsdefinitionen und Interpretationsmuster keineswegs nur als *kognitive Orientierungsschemata* (d.h. zur Präzisierung bestimmter Sinndeutungen) benötigt werden, sondern auch als *normative Motivationsfaktoren*, denen die Kraft zukommen muss, gewisse emotionale und verhaltensmässige "Spontanreaktionen", die teilweise wohl biologisch mitgeprägt sind, zu neutralisieren.

Die Existenz derartiger "vornormativer" Elementarreaktionen erscheint naheliegend auf Grund des empirischen Befundes, dass nur Männer, nicht aber Frauen die Berührung einer ihnen wenig bekannten Person des anderen Geschlechtes als lustvoll empfinden, und dass taktile Kontakte unter Männern unabhängig vom wechselseitigen Bekanntschaftsgrad als unangenehm empfunden werden (vgl. Heslin/Alper 1983).

Während *verbale Aeusserungen* vom psychischen oder gar physiologischen Apparat ihres Erzeugers derart wenig präformiert sind, dass ihr Sinn rein konventionell festgelegt werden kann (und sie ausserhalb solcher Konventionen keinerlei Sinn besitzen), so muss sich der konventionelle Sinngehalt *non-verbaler Verhaltensweisen* häufig gegen den Widerstand elementarerer Deutungs- und Reaktionsweisen durchsetzen, die sich - entweder auf Grund ihrer biologischen Prägung oder ihrer traditionellen Habitualisierung - einer zweckgerichteten, absichtsvollen Umformung entziehen.

Entsprechend muss ein höheres Mass an Sozialisation und Dauerdisziplin aufgewendet werden, um nonverbale Verhaltensweisen aus derartigen Primärbindungen zu befreien und für zusätzliche Sinndeutungen (deren Mannigfaltigkeit und Variabilität sich korrelativ zur gesellschaftlichen Gesamtdifferenzierung erhöht) verfügbar zu machen.

2.2.5 Verbale Kommunikation

I

Unter "kollokaler Verbalkommunikation" sollen in erster Linie Gespräche unter mitanwesenden Interaktionspartnern verstanden werden; in einem weiteren Sinne aber alle sprachlichen Ausdruckskundgaben, die Individuen in (wahrgenommener) Hör- und Sichtweite anderer vollziehen: z.B. indem sie laute Selbstgespräche führen, Vorträge oder Lesungen abhalten oder bei ihren Aeusserungen in einem Telephongespräch auf zufällige Zuhörer im selben Raume Rücksicht nehmen.

Unabhängig von der genaueren Art der situativen Bedingungen oder subjektiven Intentionen sind mit dem mündlichen Sprachgebrauch spezifische sozio-strukturelle Formungen, funktionale Leistungskapazitäten und Folgeprobleme verknüpft, die in der ausgesprochen hohen Variationsfähigkeit, Intentionalität und Präziesierbarkeit sowie in den rigiden Sequentialisierungszwängen des verbalen Mediums ihre Ursachen haben.

Diese Gesetzmässigkeiten der kollokalen Rede werden am besten erkennbar, wenn man sie als eine vierte, nicht nur im metaphorischen Sinne "höchste" Ebene kommunikativer Verständigung begreift, die die Ausdruckspotentiale der drei bisher diskutierten Medien bei weitem transzendiert, andererseits aber vielfältige Bindungen an sie aufrechterhält, durch die sie sich z.B. vom telephonischen oder schriftlichen Sprachgebrauch unterscheidet.

Das Theorem der "einseitigen Fundierung" (vgl. 2.2.1) besagt, dass alle nicht-verbale Medien der Kommunikation unabhängig von der sprachlichen Ebene funktionsfähig sind, während die Sprache andererseits sie alle voraussetzt und sich nur auf ihrer Basis und mittels ihrer konstituierenden Mitwirkung aktualisiert.

So lassen sich einerseits sehr häufig völlig "sprachlose" Kollokalverhältnisse finden, wo sich die Teilnehmer im Medium ihrer physischen Anwesenheit und äusseren Erscheinung begegnen und sich ausschliesslich mittels gestischer Kundgaben verständigen: z.B. im *Strassenverkehr*, wo verbale Kommunikationen aus technischen und zeitlichen Gründen meist unterbleiben, oder bei gut eingespielten Kampfsportteams (z. B. Hand- oder Fussballmannschaften), die in stummer Kooperation ihre maximale Reaktionsfähigkeit und Effizienz erreichen.

Während die nonverbalen interpersonellen Verhaltensabläufe und Wahrnehmungen fast voraussetzungsfrei - und deshalb äusserst kontinuierlich, kaum bemerkt und nur schwer kontrollierbar - immer weiter laufen und dem Kollokalsystem eine verlässliche, nur durch simples Weggehen zerstörbare Integrationsbasis verleihen, so bildet die Sphäre verbaler Kommunikation einen vergleichsweise schmalbrüstigen und zerbrechlichen "Ueberbau", der sich nur intermittierend auf Grund besonderer Aufmerksamkeits- und Koordinationsleistungen der Mitglieder aus dem Dauerstrom nicht-verbaler Kundgaben erhebt und auch dann oft nur einen Teil aller Anwesenden in sich schliesst (vgl. Goffman 1969:14).

Andererseits ist es eben nicht denkbar, unter Bedingungen der Kollokalität ein rein *verbales Interaktionssystem* zu finden, dessen Teilnehmer ausser Redeäusserungen keine anderen irgendwie als informativ aufgefassten Wahrnehmungen ihrer Person aussenden würden, denn

- *bevor sie sprechen*, haben sie sich wechselseitig bereits als Personen aufgefasst, die in diesem Moment am selben Ort anwesend sind, auf bestimmte Weise körperlich gebaut und gekleidet sind, auf spezifische Art gehen, stehen oder sitzen und ihre Zuwendung zueinander durch Bewegungen des Kopfes, Handbewegungen, Blicke u.a. zum Ausdruck bringen;
- *während sie sprechen*, können sie nicht anders, als ihre Rede im Medium spezifischer nicht-verbaler Verhaltensfärbungen zum Ausdruck zu bringen. Vom Tonfall der Stimme über die Allokation von Akzentuierungen und Sprechpausen bis zur dauernd lebendigen Mimik und Gliedergestik spannt sich der Bogen unvermeidlicher begleitender Ausdrucksweisen, die den sprachlichen Kommunikationsfluss dauernd begleiten und ihren Sinngehalt teils zusätzlich betonen, präzisieren oder komplementär ergänzen, teils abschwächen und auf schillernd-verunsichernde Weise mit ihm kontrastieren.

In jedem Falle werden kollokale Sprecher einander eine insgesamt komplexere, wegen ihrer Mehrdimensionalität schwerer in ein konsistentes Gesamtbild zu integrierende Informationsfülle zukommen lassen als *Telephonpartner*, die einander höchstens einige akustisch wahrnehmbare Begleitkorrelate vermitteln, oder gar *Briefeschreiber*, deren Adressaten den gesamten Sinngehalt der Botschaft aus den expliziten verbalen Formulierungen zu entschlüsseln haben.

So muss beispielsweise jeder Vortragsredner mit der Tatsache umgehen, dass er seinem Publikum unvermeidlicherweise mehr von sich mitteilt als den von ihm verfassten und verlesenen Text (Goffman 1981: 162ff); und er muss deshalb versuchen, auch diesen zusätzlichen, ihm selbst vielleicht am allerwenigsten bewussten Strom von Ausdruckskundgaben in intentionale, kontrollierte Bahnen zu lenken. Und wer immer in heiklen und emotionalisierten Angelegenheiten die mündliche Unterredung dem Briefschreiben vorzieht,

muss damit rechnen, gleichzeitig mit dem Sinn seiner Rede auch den sie motivierenden inneren Erregungszustand leicht erkennbar zum Ausdruck zu bringen.

Vielleicht lässt sich dem zwiespältige Charakter der mündlichen Rede am besten dadurch Rechnung tragen, dass man sie als ein Interferenzphänomen zwischen einem digitalen Kommunikationsmedium (Sprache) und mehreren "analogen" Medien (persönliche Erscheinung, Gestik u.a.) konzeptualisiert:

- 1) Unter dem Aspekt, dass etwas gesagt wird, erscheint die gesprochene Rede als Anwendungsfall eines konventionellen sprachlichen Codes. Der digitale Charakter dieses Mediums ist allerdings nur bei schriftlichen Äußerungen unverfälscht sichtbar, deren Sinngehalt sich vollständig aus der Wahl oder Nichtwahl bestimmter Buchstabenreihen, Wörter, Sätze u.a. ergibt, ohne dass die Art der Drucktype, die Fleckenhaftigkeit des Papiers etc. diesen Sinn im mindesten mitbeeinflussen würden. Auch die mündliche Rede erhält durch den Sprachcode einen "lokutionären Kerngehalt an Sinn", der allein auf etablierten Sprachregelungen und -bedeutungen beruht und durch alle spezifischen Weisen der Aussprache und Begleitgestik hindurch persistiert.
- 2) Unter dem Gesichtspunkt, wie etwas gesagt wird, kann man die mündliche Rede als jene spezifische Form sprachlicher Kommunikation identifizieren, die im Gegensatz zur Schrift auf *analogen* (d.h. kontinuierlich-variablen) Trägermedien beruht: z.B. auf der Art der Stimmführung oder der begleitenden Gesichtsmimik, mit deren subtilen Ausprägungen das Gemeinte und das Verstandene je nach der Differenziertheit des Ausdrucks- und des Wahrnehmungsvermögens kovariiert (Kendon 1981: 3f, Knapp 1983).

Für den *einzelnen Sprecher* entsteht aus diesem Nebeneinander zweier teils substitutiver, teils komplementärer Medien ein reiches Arsenal kombinierter Enkodierungsmöglichkeiten, denen allerdings auch entsprechend differenzierte Dekodierungsfähigkeiten seitens der Rezipienten gegenüberstehen müssen.

Die partielle *Substitutivität* (d.h. funktionale Äquivalenz) beider Medien eröffnet die Chance, sie wechselseitig von allzu hoher Informationsfracht zu entlasten: z.B. indem das *Vorzeigen der Armbanduhr* die verbale Zeitangabe oder das *modellhafte Vormachen einer Arbeitshandlung* ausführliche Erläuterungen ersetzt, oder indem der genauen Wortwahl und Satzformulierung weniger als im Schriftverkehr Beachtung geschenkt werden muss, weil *Intonation der Stimme* und *begleitende Gesten* den gemeinten Sinn ohren- und augenfällig machen (vgl. Goffman, 1981: 190). Genauso mag ein *verbales Liebesgeständnis* ein Pärchen davon entlasten, die Intensität der Beziehung allein auf dem Wege inniger Gesten zum Ausdruck zu bringen: ähnlich wie der wortreich-monologisierende Schauspieler weniger leibliche Kundgaben als der Pantomime benötigt, und der Vortragsredner durch blosse Sprechpausen jene Zäsuren deutlich machen kann, die im schriftlichen Text durch explizite Titelgliederungen bezeichnet werden müssen.

Und die *komplementären* Funktionsmerkmale beider Kommunikationsebenen bieten sich für eine Differenzierung des Uebermittlungsprozesses in dem Sinne an, dass die konventionelleren und expliziter kodierbaren Aspekte einer Botschaft ins verbale Medium eingekleidet werden, während die personengebundenen, nur diffus vermittelbaren oder absichtlich in ungewisser Schwebelage gehaltenen Komponenten in der nicht-verbalen Sphäre verbleiben.

Vor allem kommt den gestisch-mimischen und akustischen Begleitkondgaben sehr häufig die Aufgabe zu, simultan mit der lokutionären Botschaft metakommunikative Informationen über ihre illokutionäre Zielrichtung mitzuliefern: z.B. wenn die Ernsthaftigkeit einer

Mahnung im gemessenen oder schneidenden Charakter der Stimmführung ihre Unterstützung findet, wenn hinter der geäußerten Bitte ein verzweiflungsvoller Hilfeschrei durchschimmert, oder wenn heiter-schmunzelnde Untertöne die Ironie in einer - an sich völlig sachneutral formulierten - Äußerung deutlich machen.

Einer der unbestrittenen Vorzüge "persönlicher Begegnungen" gegenüber fernmündlichem oder schriftlichem Verkehr liegt ohne Zweifel darin, dass derartige illokutionäre Spezifikationen

- simultan mit der verbalen Äußerung geliefert werden, während sie z.B. bei Briefen dem Referenztext (als metakommunikative Verbalexplikationen) vor-, zwischen- oder nachgestellt werden müssen;
- mit Hilfe eines überaus reichen Arsenal beliebig abstufbarer Ausdrucksweisen kommunizierbar sind, während im Sprachcode dafür nur wenige, relativ standardisierte Formeln zur Verfügung stehen;
- im Interesse der Offenheit und Flexibilität des Gesprächsfortgangs relativ unverbindlich und in ihrer Bedeutung unbestimmt gehalten werden können, während Schriftlichkeit den Zwang in sich schliesst, sich explizit und irreversibel festzulegen und dem Emittenten die Rückzugsmöglichkeit entzieht, "es in Wirklichkeit nicht so gemeint zu haben." (vgl. Kendon 1981:13f; Luhmann 1972).

Zu den häufigsten und unentbehrlichsten illokutionären Begleitgesten des mündlichen Gesprächs gehören die *Blicke*, die nicht nur über die Intentionen oder emotiven Regungen des Sprechers subtile Auskunft geben, sondern vor allem auch zum Ausdruck bringen, an welche(n) Adressaten sich die Rede überhaupt richtet. Im Unterschied zum Telefon- oder Briefkontakt ist die mündliche Rede nämlich in sozialer Hinsicht äusserst unselektiv: weil sie für alle in akustischer Reichweite befindlichen Personen in derselben Weise vernehmlich ist und es auch durch Variation der Stimmlage oder andere intramediale Manipulationen nur sehr beschränkt möglich ist, gemeinte von nicht gemeinten Adressaten zu differenzieren (vgl. Goffman 1981: 131ff.).

Dank seiner Eigenschaft, ein *wahrnehmbarer Wahrnehmungsakt* zu sein (vgl. 3.5), kann der Blick diese Funktion personeller Fokussierung aufs Beste erfüllen, weil er

- 1) dem *Adressaten* simultan mit dem Redeakt selbst sichtbar macht, dass er gemeint und zum aufmerksamen Zuhören aufgefordert ist;
- 2) dem *Sprecher* gleichzeitig die Möglichkeit öffnet, die gestischen Reaktionen des Adressaten auf seine Rede zu beobachten und daraus Schlüsse auf seine perlokutionären Wirkungen zu ziehen.

Allerdings stellt das Anblicken ein allzu grobschlächtiges und unzuverlässiges Medium dar, um bei einem grösseren Kreis von Anwesenden Gemeinte und Nichtgemeinte säuberlich zu trennen. Denn weil der Sprecher (wie z.B. der Lehrer im Schulzimmer) immer irgendwohin blicken muss, können sich bestimmte Einzelne selbst von unfokussierten Bemerkungen "persönlich angesprochen" fühlen; und weil man (besonders bei räumlicher Nähe) oft nicht gut mehrere Personen gleichzeitig ins Auge fassen kann, tendieren Gesprächskontakte oft zu einem Grad an Bilateralisierung, der dem illokutionären Gehalt und der illokutionären Zielrichtung des Gesprochenen in keiner Weise entspricht. Interessant wäre die Frage, wie interagierende *Blinde* mit dem Problem umgehen, dass sie keine Mechanismen visueller Partnerfokussierung zur Verfügung haben, oder wie *Taubstumme* das entgegengesetzte Problem bewältigen, dass sich ihre rein visuelle Kommunikation vielleicht in allzu dyadischen Bahnen vollzieht.

Wenn man die Perspektive über einzelne Sprechakte hinaus auf das kollokale Sozialsystem als Ganzes erweitert, so fällt auf, dass sich interpersonelle Gesprächsabläufe als dichtgewobenes Netzwerk verbaler und nicht-verbaler Kommunikationsakte konstituieren (Goffman 1981: 7). Völlig normal ist beispielsweise, dass deutliches Kopfnicken oder Kopfschütteln als hinreichend klare Antwort auf eine explizite verbale Frage hingenommen wird, der phantasievolle Erzähler durch die ungläubige Miene seiner Zuhörer davon abgehalten wird, sein Seemannsgarn weiterzuspinnen, oder dass (wie z.B. im Restaurant oder beim Taxifahren) Handzeichen genügen, um eine räumliche Annäherung und verbale Interaktionssequenz auszulösen.

Selbst im intensivsten und explizitesten Gespräch scheinen nicht-verbale Zusatzkommunikationen keineswegs entbehrlich zu werden, sondern - im symbiotischen Funktionsverhältnis mit der verbalen Ebene - an Bedeutung eher noch zu gewinnen (Kendon 1983: 17). Ein Hauptgrund dafür liegt in der äusserst folgenschweren Tatsache, dass Gesten nicht im selben Masse wie Sprechakte den rigiden Zwängen temporaler Sequentialisierung unterworfen sind: so dass sie von beliebigen Teilnehmern zu beliebigen Zeitpunkten emittiert werden können, ohne den ordentlichen Fortgang des Gesprächsablaufs zu unterbrechen (Goffman 1981: 28).

So kann ein Sprecher noch während seiner Rede aus den Gesten seiner Zuhörer entnehmen, wie sie auf seine Äusserungen reagieren, und diese Informationen für die Strukturierung oder Umorientierung seiner weiteren Sprechabsichten verwenden: z.B. indem er angesichts sich verhärtender Mienen von einer allzu drastischen Forderung Abstand nimmt oder durch interessebekundende Blickzuwendungen dazu veranlasst wird, auf ein probeweise angesprochenes Thema ausführlicher einzutreten.

Diese selben Gesten bilden auch das Medium, mit denen die Zuhörer *einander* über ihre Reaktionen auf Gesprochenes informieren. In vielen grösseren Gruppen und/oder bei sehr asymmetrisch verteilten Redechancen (z.B. bei Vorträgen) ist es für die meisten Teilnehmer überhaupt die einzig zugängliche Möglichkeit, aktiv in den Kommunikationsprozess zu intervenieren (Goffman 1981: 12).

Eines der vielen Handikaps *telephonischer* Gespräche besteht darin, dass der verbale Kommunikationsprozess allzu leicht "unterdeterminiert" bleiben und unkontrolliert in die Irre gehen kann, weil kein ihn begleitender Feed-back-Mechanismus wirksam ist, um Führung und korrektive Steuerung auf ihn auszuüben. Denn die Adressaten sind genötigt, alle ihre Reaktionen erst *nach* vollendeter Rede und völlig auf derselben verbalen Ebene mitzuteilen: was nicht nur unerträgliche Zeitverluste mit sich bringt, sondern es zudem fast unmöglich macht, den Gesprächskreis auf mehr als zwei Teilnehmer zu erweitern.

Die mangelnde Verselbständigung der verbalen gegenüber der nicht-verbalen Kommunikation hat generell zur Folge, dass das Ausdrucksmedium "Sprache" in kollokalen Sozialsystemen häufig unterbenutzt und unterdifferenziert bleibt: weil es angesichts der leichten Zugänglichkeit eines zweiten "Sendekanals" selten nötig ist, die auf verbalem Niveau verfügbaren Auserucksmöglichkeiten voll auszuschöpfen (vgl.2.2.4).

In methodologischer Hinsicht muss man daraus folgern, dass sich Kommunikationsprozesse unter Bedingungen der Kollokalität nur dann sinnvoll analysieren lassen, wenn man verbale und nicht-verbale Verhaltensweisen als zwei völlig gleichwertige, einander wechselseitig präzisierende Ausdrucksebenen einbezieht. Selbst im elementarsten kommunikativen Einzelakt sind beide Medien in subtilster Weise miteinander verwoben, und wer immer sich ausschliesslich an den verbalen Aspekten (z.B. in der Form von Tonbandaufnahmen oder schriftlichen Gesprächsprotokollen) orientiert, wird nur unzusammenhängende Bruchstücke eines nicht mehr rekonstruierbaren kommunikativen Gesamtprozesses in Händen halten (Goffman 1981: 33).

II

Im Vergleich zu allen nicht verbalen Kommunikationsmedien ist für die Sprache charakteristisch, dass

- a) in Termini desselben Codes beliebig verschiedenartige Varianten gebildet und unendlich viele semantische Inhalte enkodiert werden können;
- b) die erzeugbaren Varianten eine hohe Spezifität aufweisen: indem sie sich mindestens bezüglich ihrer äusseren Form, vielfach aber auch hinsichtlich ihres Sinngehalts präzise voneinander unterscheiden.

Vor allem ist es nur mit Hilfe der Sprache möglich, die Sphäre des Situativ-Gegebenen und des Positiv-Faktischen zu verlassen, weil man mit demselben Grad an Präzision, mit dem man über Anwesend-Gegenwärtiges spricht, auch über Abwesendes, Vergangenes und Zukünftiges, über das nur Mögliche und Imaginierte, ja sogar über das völlig Unmögliche reden kann.

Ohne verbale Verständigung würde das soziale Zusammenleben der Menschen wahrscheinlich viel stärker von aktuellen Situationsbedingungen und unmittelbar erlebten interpersonellen "Wechselwirkungen" bestimmt, weil kein Medium verfügbar wäre, um dem realen Aktualverhalten Maßstäbe des Erwartens, des normativ Geforderten, des traditionell Geltenden oder des zukünftig Angestrebten gegenüberzustellen.

So sehen sich kollokale Individuen der Situation gegenüber, dass die Möglichkeiten des Sprechens zu jedem Zeitpunkt viel reichhaltiger sind, als die Möglichkeiten, nicht-verbale Verhaltensstimuli, "Wahrnehmungslassungen" der persönlichen Erscheinung zu emittieren (vgl. Luhmann 1972:51ff.). Entsprechend sehen sie sich in ihrer Rolle als Gesprächsteilnehmer einer ausserordentlich komplexen, ihre Aufmerksamkeit voll absorbierenden doppelten Problemsituation gegenüber:

- 1) Als *Zuhörer* müssen sie das Problem der Unvorhersehbarkeit bewältigen, das sich aus dem höchst variablen, eigenselektiven Redeverhalten anderer Sprecher ergibt: indem sie eine generalisierte Bereitschaft zur Rezeption (bzw. auch Beantwortung) inhaltlich und formal beliebiger Äusserungen aufrechterhalten. Diese "Offenheit für Beliebiges" wird allerdings dadurch *erleichtert*, dass das "Beliebige" in der Regel im Kleid eines konventionellen Codes und in einer präzisen, zweifelsfrei identifizierbaren Formulierungsweise erscheint.
- 2) Als *Sprecher* müssen sie sich dem Problem der Selektivität stellen, das sich aus der Differenz zwischen der unendlichen Mannigfaltigkeit *möglicher* und dem dünnen Rinnsal *aktualisierbarer* Sprechakte ergibt, so dass sie für vielfältigste Orientierungshilfen (introspektiver, sozialer und kultureller Art) empfänglich sind, um ihre (sich von Zeitpunkt zu Zeitpunkt ständig regenerierende) Komplexität zu reduzieren. Dieses Selektionsproblem wird zwar einerseits ebenfalls dadurch erleichtert, dass die Alternativen aus einem Pool "vorkonfektionierter" Einzelkomponenten und Kombinationstypen ausgewählt werden können, andererseits aber wird es durch den genannten "Präzisierungszwang" aller verbalen Äusserungen beträchtlich erschwert. Ist es in der nicht-verbalen Kommunikationssphäre durchaus möglich, eine *Geste* nur ansatzweise oder dermassen mehrdeutig zu vollziehen, dass sie die innerpsychischen Unentschiedenheiten im Zustand eines Aktors widerspiegelt, so sehen sich *sprechende* Individuen

meist zu einem Grad an Spezifizierung genötigt, der der Diffusität ihrer Stimmungslage oder der Unsicherheit ihrer Urteile oder Absichten in keiner Weise entspricht.

Natürlich gibt es haufenweise Illustrationsbeispiele für den erfolgreichen Versuch, die der verbalen Kommunikation immanente Komplexität durch Massnahmen sozialer Kontrolle, Standardisierung und Ritualisierung zu reduzieren: bis hin zum Extremfall verfestigter *Zeremonien* (z.B. in der katholischen Messliturgie), wo jegliche Ungewissheit darüber eliminiert ist, wer wann was in welcher Sprechweise sagt.

Die interessanten Fragen einer "Soziologie des Gesprächs" profilieren sich aber erst bei der Thematisierung jener - viel häufigeren - Situationen verbaler Kommunikation, in denen derartige Reduktionsmechanismen nur teilweise wirksam sind (z.B. bei themengebundenen Verhandlungen und Diskussionen) oder überhaupt keine Bedeutung haben (z.B. bei "freier Konversation" im geselligen Kreise). Derartige unnormierte Gesprächssituationen stellen für die soziologische Theorie eine der grössten Herausforderungen dar: weil sich hier schärfer als irgendwo sonst die Frage stellt, wie Individuen angesichts der hohen Kontingenz ihres Verhaltens und der hohen doppelten Kontingenz ihrer Wechselwirkungen dennoch in der Lage seien, erwartungssicher miteinander umzugehen und zur Bildung einer stabilen Sozialordnung zu gelangen.

Unter dem äusserst generellen Konzept der "*Temporalisierung*" können jene Mechanismen subsumiert werden, die alle die gemeinsame Funktion haben, die unerträglich hohe Komplexität, der sich Sprecher und Zuhörer in der Gesprächssituation gegenüber sehen, in Grenzen zu halten, *ohne* gleichzeitig ihre Freiheiten und Variationsspielräume zu vernichten und die "Offenheit für Beliebiges", die das funktionale Spezifikum des verbalen Kommunizierens ausmacht, irreversibel einzuengen.

Die Gemeinsamkeit aller Temporalisierungsstrategien besteht darin, eine bestimmte Fülle von Ereignissen, Zuständen, Alternativen u.a. über breitere Zeitspannen zu verteilen: um jeden einzelnen Zeitpunkt von allzu hoher Komplexität zu entlasten. Wir haben bereits gesehen, dass in der kollokalen Situation nur die beiden zuständigen Trägermedien "Anwesenheit" und "körperliche Erscheinung" die Eigenschaft haben, den Rezipienten zu jedem Zeitpunkt mit der Gesamtheit aller von ihnen transportierten Ausdruckskundgaben zu konfrontieren: während die nicht-verbalen Verhaltensweisen bereits so variationsfähig (wenn auch noch oft repetitiv) sind, dass sie zur Ausführung selbst Zeit benötigen und deshalb sequentiell hintereinandergereiht werden müssen (vgl. 2.2.4).

In noch viel höherem Masse gilt für verbalisierende Interaktionspartner, dass sie ihre immensen Gewinne an kommunikativen Variations- und Spezifizierungsmöglichkeiten mit umso härteren Bindungen an die unvermeidlich ablaufende Zeit (mit ihren grausamen Eigenheiten, unvermehrbar zu sein und irreversibel voranzuschreiten) bezahlen. Zur Bewältigung der temporalen Folgeprobleme müssen leistungsfähige Mechanismen sozialer Differenzierung, Koordination und Kontrolle entwickelt werden, in denen sich die (von personellen, situativen und kulturellen Gegebenheiten völlig unabhängige) auswegslose Unerbittlichkeit zeitlicher Restriktionen widerspiegelt.

a) Die diachrone Ausdifferenzierung des Gesprächsystems als Ganzes

Während die *Teilnehmer an völlig nicht-verbalen Interaktionsprozessen* in gewissem Umfang ihre je eigenen Aufmerksamkeitsschwerpunkte aufrechterhalten und ihren ganz persönlichen Zielen nachgehen können (z.B. im Strassenverkehr oder während routinemässiger Kooperationen), so bilden die *Teilnehmer eines gemeinsamen Gesprächs* im anspruchs-

volleren Wortsinne ein "soziales System", das sich gegenüber der je eigenen Umwelt jedes individuellen Teilnehmers sowie der übrigen gemeinsamen Umwelt aller Teilnehmer scharf differenziert.

Ganz anders als z.B. bei formalen Organisationen wird diese Ausdifferenziertheit nicht durch explizite formale Normen oder durch physische Artefakte (wie z.B. Gebäude, Räumlichkeiten u.a.) garantiert, sondern notwendigerweise vom *psychischen System der individuellen Teilnehmer* getragen: indem jeder seine volle Aufmerksamkeit auf den Gesprächsprozess fokussiert und dadurch, dass er sich gegenüber anstürmenden inneren oder äusseren Störungen und Ablenkungen unempfindlich macht, zum Erhalt des inselhaft ausgegrenzten Interaktionsgebildes einen unerlässlichen persönlichen Beitrag leistet (vgl. Goffman 1981: 70ff.);

"Wenn die andere Person die Einladung zum Dialog akzeptiert hat, ist ihre Lebenssituation mit einem Schlage völlig transformiert. Die zwei Teilnehmer lassen alle ihre übrigen Beschäftigungen und Bekümmernisse in dem Augenblick hinter sich, wo die Stille in Sprechen übergeht. In diesem Moment werden sie Bewohner einer eigenen, nur für sie existierenden sozialen Welt, die allein durch Kommunikationsakte erzeugt und permanent verändert wird." (Rommetveit 1974:23).

Denn nur indem alle ihre übrigen Beschäftigungen und Gedanken temporär zurückstellen und sich gegenüber themenfremden Objekten und Ereignissen desensibilisieren, können sie die hinreichende Konzentration aufbringen, um

- a) sich gegenüber der Fülle unvoraussehbarer Sprechakte Anderer aufnahme- und reaktionsbereit zu halten,
- b) unter Einbezug dessen, was von andern gesagt wurde und was sie selber sagen möchten, ihre eigenen Gesprächsbeiträge zu spezifizieren,
- c) für die Einhaltung der anspruchsvollen Verfahrensregeln (z.B. zur Allokation von Sprecherrollen, Zuteilung von Redezeit, Sanktionierung von Themenabschweifungen u.a.) zu sorgen, ohne die kein ordentlicher Gesprächsablauf gelingt.

So konstituieren sich Gesprächssysteme wegen ihres hohen Bedarfs an konvergierender Aufmerksamkeit als überwiegend innenorientierte, von endogenen Triebkräften bestimmte Sozialsysteme, die nach aussen hin nur auf Insulierung und Abschirmung bedacht sind und deshalb über keine freien Valenzen verfügen, um sich in umfassendere soziale Kooperationszusammenhänge einzubinden oder flexibel auf unerwartet auftretende exogene Problemfälle zu reagieren.

Keine Frage, dass derartige Zustände sowohl vom Standpunkt der Teilnehmer her wie auch auf Grund situativer Restriktionen nur während limitierter Zeitperioden aufrechterhalten werden können: solange, bis z.B. Familien- oder Arbeitspflichten rufen, Hunger- und Durstgefühle zum Abbruch der Sitzung nötigen, neue Ereignisse und Entwicklungen dem aktuellen Gesprächsthema Relevanz entziehen oder das Bedürfnis wächst, durch Beendigung des jetzigen Gesprächs Valenzen für anschliessende andere Gespräche freizumachen.

Je nach ihren Potentialen zur inneren Struktur differenzierung einerseits und zur äusseren Umweltadaptation andererseits unterscheiden sich menschliche Gesellschaftsformationen wie auch einzelne ihrer Subsysteme (Institutionen, Organisationen Gruppen) danach, welche Entfaltungsspielräume sie für derart insulierte, eigensinnig ihrer endogenen Prozesslogik folgende Systeme verbaler Kommunikation zur Verfügung stellen können.

Solche Nischen expandieren beispielsweise in dem Masse, als es infolge technischer oder sozio-ökonomischer Entwicklungen besser möglich wird,

- Individuen aus Bindungen an physische Verhaltensrestriktionen und rigide soziale Kooperationszwänge zu entlassen,
- verbalisierende Kollokalgruppen durch optimale physische Randbedingungen (schalldämmende Raumwände, moderierte Zimmertemperaturen, Kaffee-Ausschank in Sitzungspausen u.a.) während längerer Zeitphasen von Irritationen und Ablenkungen abzuschirmen.

Umgekehrt sind Gespräche in modernen, urbanen Kontexten auch viel leichter zu destabilisieren: weil es bei Individuen mit besonders zahlreichen Bekanntschaften, Rollenpflichten, Interessen und Tätigkeitsschwerpunkten wahrscheinlicher ist, dass jedes begonnene Gespräch relativ rasch an irgendwelchen konkurrierenden Aufmerksamkeitsschwerpunkten der Teilnehmer seine Grenzen findet.

Wann immer ein Gespräch eröffnet oder abgebrochen wird, pflegen Individuen eine drastische Umorientierung ihres Aufmerksamkeitsfeldes zu vollziehen und - ähnlich wie bei der Uebernahme oder Aufgabe einer organisationellen Mitgliedschaftsrolle - eine diskontinuierliche Schwelle von einer sozialen Ordnung in eine andere zu überschreiten. Diese Passage den Teilnehmern selbst, ihren Partnern wie auch umstehenden Dritten explizit zu machen, ist die Funktion von sogenannten "Einrahmungsritualen", die den Gesprächsbeginn durch eine Form von *Begrüßung* und das Gesprächsende durch eine ebenso rituelle Form des *Abschieds* markieren (vgl. Goffman 1981:20/21).

Durch Einklammerung zwischen derart standardisierte, praktisch voraussetzungsfrei vollziehbare und wahrnehmbare Ritualhandlungen wird das Gespräch als zeitlich limitiertes Sozialsystem scharf herausgehoben: so dass

- die Beteiligten konsensual erkennen, innerhalb welchen Zeitraums sie sich im Zustande sprunghaft gesteigerter aufmerksamer Zuwendung und kommunikativer Erreichbarkeit befinden,
- jeder Teilnehmer sich bewusst wird, von welchem Zeitpunkt an er berechtigt ist, seine Aufmerksamkeit aus dem Gesprächssystem abzuziehen und auf andere Anliegen hinzuwenden,
- am Gespräch unbeteiligte Dritte erkennen, wann Gesprächssysteme ihre Teilnehmer aus sich entlassen und wieder für andere Beschäftigungen und Kommunikationen verfügbar machen.

Am Vergleich mit *schriftlicher Kommunikation* kann man sich zusätzlich klarmachen, warum kollokale Gesprächssysteme die Aufmerksamkeit ihrer Teilnehmer in derart umfassender und rigider Weise absorbieren, dass man sie restriktiven zeitlichen Limitierungen unterwerfen muss, um sie mit den übrigen Aktivitäten und Rollenanforderungen kompatibel zu machen.

Einer der grössten Vorzüge der Schriftlichkeit besteht darin, dass *Enkodierungs- und Dekodierungsprozesse gegeneinander verselbständigt werden*. Ein Text kann zu beliebigen Zeitpunkten nach seiner Niederschrift gelesen und wiedergelesen werden; der Rezipient verfügt autonom darüber, wie schnell er liest, welche Passagen er Wort für Wort und welche anderen er nur summarisch zur Kenntnis nimmt, und vor allem verfügt er über die Möglichkeit, nach Bedarf wieder an beliebige Ausgangs- oder Zwischenpunkte seiner Lektüre zurückzukehren: z.B. um eine schwer verständliche Formulierung nochmals durchzugehen oder demselben Text im Lichte veränderter Informationen oder Situationsbedingungen neue Bedeutungen abzugewinnen.

Weil sie jederzeit zur Verfügung stehen, können Texte in residualen Zeiträumen gelesen werden, in denen die Rezipienten ohnehin keine anderen Verpflichtungen haben: und es kann dadurch ein höheres absolutes Ausmass an verbaler Kommunikation aufrechterhalten werden, ohne dass andere Aktivitätsfelder darunter leiden.

In der *kollokalen mündlichen Rede* hingegen sind Enkodierungs- und Dekodierungsprozesse

- hinsichtlich des absoluten Zeitpunktes, zu dem sie stattfinden
- hinsichtlich der relativen sequentiellen Anordnung, in der die verbalen Akte aufeinander folgen

starr miteinander gekoppelt: indem die Zuhörer genau jetzt genau dies hören müssen, was der Redner ihnen sagt.

Auch bei translokaler mündlicher Kommunikation lässt sich (wie z.B. bei Tonbandaufnahmen) meist nur die Bindung an den absoluten Zeitpunkt aufheben: so dass spätere Hörer genötigt sind, einfach zeitversetzt dieselbe starre Sequentialität des Gesprochenen zu akzeptieren.

Diese erzwungene Koppelung von Enkodierung und Dekodierung ist der Hauptgrund, warum Individuen durch ihre Teilnehmerrolle am Gespräch derart absorbiert sind, dass sie kaum mehr freie Valenzen für andere Rollentätigkeiten besitzen, denn

- der Zuhörer muss der voranschreitenden Rede gerade jetzt ungeteilte Aufmerksamkeit entgegenbringen: weil er im Falle überhörter oder missverständlicher Passagen kaum mehr die Möglichkeit hat, sein Verständnismanko später wettzumachen;
- der Redner muss gerade jetzt überlegt, deutlich und unmissverständlich sprechen, um in einer von ihm intendierten Weise verstanden zu werden.

So erweisen sich kollokale Gesprächssysteme als eine Art "soziale Klumpengebilde", bei denen

- im Innenverhältnis keine funktionalen Spezialisierungen oder Subsystemdifferenzierungen erfolgen können, weil die Aufmerksamkeitsfelder aller Teilnehmer starr in einem einzigen, unteilbaren Fokalkpunkt konvergieren;
- im Aussenverhältnis keine Einfügung in umfassendere Kooperationszusammenhänge gelingt, weil die engagierten Teilnehmer über zu wenig frei flottierende Aufmerksamkeitspotentiale verfügen.

Sie repräsentieren typischerweise eine "Sackgasse der sozialen Evolution", weil von ihnen aus kein Weg mehr weiter zu höher differenzierten, auf einer grösseren wechselseitigen Verselbständigung ihrer Komponenten beruhenden, Entwicklungsstadien führt. Die immense evolutionäre Bedeutung der *Schrift* besteht dementsprechend genau darin, verbale Kommunikation mit wachsender Heterogenität, wechselseitiger Autonomie und unvorhersehbarer Variation (von Emittenten und Rezipienten) kompatibel zu machen.

b) Das "Thema" als diachron variierendes Strukturelement

Wenn Individuen ihr Wahrnehmungsfeld auf *äussere Objekte und Ereignisse* ausrichten, finden sie dort *physisch bedingte Invarianzen und Berechenbarkeiten* vor, die ihnen die Auswahl und zeitweilige Stabilisierung eines gemeinsamen Aufmerksamkeitsschwerpunktes erleichtern.

Wenn ich z.B. weiss, dass draussen ein Gewitter aufzieht, das Ladengeschäft nur Orientteppiche verkauft oder mein Freund Georg die Waldstein-Sonate übt, bin ich auf Grund *exogen* reduzierter Komplexität davon entlastet, mein begrenztes Aufmerksamkeitsfeld anderen als diesem einen Thema zuzuwenden. Weil ich nicht in generalisierter Weise für inhaltlich Beliebiges offen sein muss, bin ich umso besser in der Lage, mich für die spezifischeren Unvorhersehbarkeiten innerhalb meines sachlich begrenzten Wahrnehmungsbereichs offen zu halten und vertiefende Kenntnisse (über den Verlauf des Unwetters, die Qualität der Teppiche, Georgs Fortschritte beim Sonatenspiel u.a.) zu akkumulieren.

Nur wenn es sich bei den Erlebnisinhalten um verbale Kommunikationsakte handelt, ist diese Gewissheit, dass stabile Umweltbedingungen stabile Themenhorizonte ermöglichen, im Prinzip aufgehoben: denn im Medium der Sprache ist es widerstandslos möglich, in rascher Folge völlig verschiedenartige Sachinhalte zu thematisieren: ohne dass im aktuellen Thema im geringsten präjudiziert wäre, was als nächstes oder übernächstes folgt. In Gesprächen ohne jegliche Themenkontrolle würden die Teilnehmer wohl ein in ihrer ganzen übrigen Erfahrungswelt nirgends vorfindbares Mass an Unsicherheit erfahren und zu einem vielleicht aus anthropologischen Gründen unerreichbaren Grad an mentaler Flexibilität genötigt.

Die Themenspezifikation muss aber hier als endogene Leistung des sozialen Systems selbst erzeugt werden, weil sie sich nicht aus exogenen Restriktionen der realen Welt selber ergibt, und stellt eine temporäre strukturelle Festlegung dar, über die das soziale System selber autonom verfügt.

Wenn Gesprächssysteme sich durch Fixierung und Variation von Themen selbst steuern, so erhält ihr Kommunikationsprozess einen charakteristischen Aspekt der hierarchischen Differenzierung: weil man Sprechbeiträge nun danach unterscheiden muss, ob sie sich nur als *subordinierte Voten zu einem bereits feststehenden Gesprächsthema* verstehen, oder ob es *übergeordnete Steuerungsvoten* sind mit dem Zweck, auf die Festlegung und zeitliche Sequenzierung von Themen Einfluss zu nehmen.

Um Themen verbindlich zu fixieren und um ihre Geltung (gegenüber konkurrierenden Themen, undisziplinierten Abschweifungen u.a.) zu verteidigen, sind im verbalen Kommunikationssystem *Führungsleistungen* notwendig, die mehr oder weniger ungleich von den verschiedenen Teilnehmer erbracht werden können. Beim *zentralisierten Steuerungsmodus* ist es eine autoritativ herausragende *Einzelperson* (z.B. ein "Diskussionsleiter"), der das Thema vorgibt und Abweichungen sanktioniert; beim *halbzentralisierten Modus* ist es das *horizontale Netzwerk der Teilnehmer*, innerhalb dem sich Themenkonsens und wechselseitige Sozialkontrolle aktualisiert; und beim *dezentralisierten Modus* (etwa bei geselliger Konversation) wird die Themenwahl beliebigen, sich selbst seligierenden Einzelnen überlassen, die die Initiative früher als andere an sich reißen, oder zufällige Redepausen für einen selbstgewählten Themenwechsel ausnutzen.

In jedem Fall ergeben sich zwischen den Kommunikationsbeiträgen der verschiedenen Mitglieder qualitative Differenzierungen und Relevanzunterschiede, die es selbst bei völliger Gleichverteilung der Redezeiten unmöglich machen, eine völlig egalitäre, "herrschaftsfreie" Diskurssituation zu erzeugen. Ein gewisser Egalitarismus lässt sich höchstens unter der Bedingung erreichen, dass die Funktion der Themensteuerung völlig an eine externe Instanz (z.B. eine Institution, die den Diskussionsgegenstand vorgibt) übergeht, so dass die Gesprächsteilnehmer wenigstens in der Hinsicht, dass *keiner von ihnen* auf die Thematik Einfluss hat, eine homogen-egalitäre Gruppe bilden.

Wegen ihrer asymmetrisierenden Strukturwirkungen kommen die Prozesse der Themenfixierung am wenigsten mit den übrigen sozialen Bedingungen eines Gesprächssystems

in Konflikt, wenn ohnehin sehr ungleiche Redechancen bestehen: z.B. bei Referaten, wo der eine Redner zusammen mit allen übrigen Prärogativen meist auch die Autonomie hat, über sein gesamtes Thema oder über die Allokation von Redezeit auf verschiedene inhaltliche Schwerpunkte zu entscheiden.

Wenn aber die Teilnahmechancen dermassen breit gestreut sind, dass die meisten oder alle Mitglieder sowohl als Sprecher wie als Zuhörer fungieren, ergeben sich Diskrepanzen und Spannungen, die auch besondere strukturelle Lösungen (sowie eine partielle Lockerung der Themenkontrolle) notwendig machen.

Zum Verständnis dieser Problematik muss man sich vergegenwärtigen, dass die Teilnahme an reziproker Gesprächskommunikation die Fähigkeit und Willigkeit voraussetzt, eine anstrengende und widerspruchsvolle Doppelrolle zu übernehmen:

- 1) Als *aktueller Zuhörer* ist man laufend damit befasst, dem Reden anderer aufmerksam zuzuhören: um ihre Erwartungen, vernommen und verstanden zu werden, zu erfüllen, und um nachher auf das Gesagte reagieren zu können.
- 2) Als *zukünftiger Sprecher* ist man davon absorbiert, sich über eigene Standpunkte klar zu werden und seinen eigenen nächsten Gesprächsbeitrag in Gedanken vorzuformulieren.

Jede diese Tätigkeiten tendiert dazu, die gesamte Aufmerksamkeit zu absorbieren, und immer besteht deshalb das Dilemma, dass man entweder durch den Zwang zum ununterbrochenen Zuhören an der Konzipierung komplexerer Eigenbeiträge behindert ist, oder dass man umgekehrt kaum mehr zuhört, weil die Vorbereitung des nächsten Votums (vor allem wenn es sich um relativ verbindliche, folgenschwere Stellungnahmen handelt) völlige Konzentration erfordert. Verschiedene Typen der Gesprächsgestaltung lassen sich nun danach klassifizieren, auf welche Weise sie diese widerstrebenden Orientierungen in ein gewisses Gleichgewicht zueinander bringen:

Bei der offenen *geselligen Konversation* zum Beispiel entsteht das Gleichgewicht dadurch, dass die Teilnehmer mehr auf die Rezeption fremder als auf die Konzeption eigener Redebeiträge verwiesen werden: weil ja jedem Teilnehmer das Recht zu "Ausschweifungen" und autonomem Themenwechsel zugestanden wird. Der Mangel an "Eigenplanung" ist aber tolerierbar, weil keine verbindlichen oder differenziert durchformulierten Aesserungen erwartet werden und es nicht nötig ist, an irgendeinem akkumulativen "Gesamtprodukt" des Gesprächsprozesses mitzuwirken (vgl. Simmel 1911).

Bei *zweckorientierten Diskussions-, Beratungs- oder Verhandlungsprozessen* ergibt sich das Gleichgewicht umgekehrt eher so, dass jeder Teilnehmer vorrangig mit seinen eigenen (teilweise allerdings vorbereiteten und ihn deshalb nicht mehr so absorbierenden) Stellungnahmen beschäftigt ist, und deshalb für das Zuhören nur wenig Aufmerksamkeit erübrigen kann. Ein gewisser Mangel an kommunikativer Sensivität ist hier aber durchaus tolerierbar: weil jeder seine Redebeiträge direkt auf das stabil vorgegebene Thema beziehen kann und deshalb wenig darauf verwiesen ist, sie nahtlos an die Aussagen seiner Vorredner anzuschliessen.

c) Die diachrone Allokation von Sprecherrollen

Die dritte, für die soziale Binnenorganisation von Gesprächssystemen besonders folgenschwere Form der Temporalisierung ergibt sich daraus, dass Zuhörer nicht gut in der Lage sind, gleichzeitig den Redeäusserungen mehrerer Sprecher zu folgen. Vielmehr neigen sie selbst im grössten Stimmengewirr dazu, ihre Aufmerksamkeit auf einen einzigen Red-

ner zu fokussieren, um es danach (meist erst, wenn dessen Äusserungen zu einem verständlichen Abschluss gelangt sind) ruckartig einer andern Person zuzuwenden.

Ein derart selektives Anpeilen einzelner (unter oft anstrengender Zurückstellung oder Ignorierung aller andern) Gesprächsteilnehmer ist aus zwei Gründen völlig unvermeidlich:

- 1) Während die visuelle Wahrnehmung simultan eine Fülle höchst verschiedenartiger Erlebnisinhalte und Gestalteindrücke vermittelt, ist das Gehör bald überlastet, wenn zum selben Zeitpunkt zahlreiche Reizqualitäten rezipiert und verarbeitet werden müssen (vgl. Simmel, 1908: 487). So stehen auch alle nicht-verbale akustischen Transmissionen (z.B. musikalischer Art) unter der harten Restriktion, dass höchstens drei oder vier simultane Emissionsqualitäten (z.B. Instrumente, harmonische Tonkombinationen oder polyphone Stimmen) differenzierbar sind, und dass deshalb *Zeit* in Anspruch genommen werden muss, um eine bestimmte Mannigfaltigkeit von Stimuli (die auf einem Gemälde alle simultan gegenwärtig und mit einem einzigen Blick erfasst werden können) zu transportieren.
- 2) Beim akustischen Sonderfall der *verbalen Kommunikation* kommt hinzu, dass Zuhörer sich gegenüber einer unabsehbaren Vielfalt unvorhersehbarer Botschaften offenhalten müssen, die - im Unterschied zu musikalischen Darbietungen - zudem auf ihren objektiven und subjektiv gemeinten Sinn hin abgefragt werden müssen. Dies setzt eine Konzentrationsleistung voraus, die niemals gleichzeitig gegenüber mehreren, sich unabhängig voneinander äussernden Sprechern aufrechterhalten werden kann.

Ein besonderer Aspekt dieser fundamentalen "Exklusivitätsregel" besteht darin, dass der Sprecher selbst während seiner Rede ebenfalls nur sich selber zuhören kann: und allein schon aus diesem Grund genauso wie seine Rezipienten daran interessiert ist, dass niemand anders zur selben Zeit spricht.

Im krassen Gegensatz zur Sprecherrolle unterliegt die Zuteilung von Zuhörerrollen keinerlei Restriktionen und braucht deshalb auch nicht zum Gegenstand besonderer Normierung und sozialer Kontrolle zu werden: weil beliebig viele Individuen dasselbe wahrnehmen (niemals aber dasselbe *tun*) können, ohne einander wechselseitig zu behelligen:

"So geniessen bei Begegnungen, wo gesprochen wird, alle das Recht des Zuhörens, während das Recht zu sprechen sehr restringiert sein kann, wie z.B. bei Bühnenaufführungen und grossen öffentlichen Versammlungen. Aehnlich dürfen Kinder den Unterhaltungen bei Tisch zwar zuhören, aber sie dürfen nichts sagen." (Goffman 1971:101).

Ist es aus Gründen sozialer Systembildung einerseits nicht *nötig*, so wäre es unter kollokalen Bedingungen andererseits auch nicht gut *möglich*, den Zugang zum Erleben zu beschränken und zu reglementieren: Wer überhaupt anwesend ist, genießt allein dadurch das pauschale Recht, alles, was wahrnehmbar ist, zu rezipieren. Nur wer *handeln*, und insbesondere wer *sprechen* will, muss die Sphäre subjektiver Beliebigkeiten verlassen und sich dem Feld sozialer Konfliktrisiken und normativer Zwänge exponieren.

So ist es für verbale Kommunikationssysteme charakteristisch, dass sie ihre Einheit nur unter Bedingungen der "Monofokalität" (bzw. der "zentrierten Interaktion") wahren können: indem in jedem Moment ein scharf herausgehobener, konsensual anerkannter *"ratifizierter Sprecher"* identifizierbar ist, dem gegenüber alle andern in der rezeptiven (aber deswegen keineswegs viel anspruchloseren) Komplementärrolle des *Zuhörers* verharren.

Sobald mehrere Personen gleichzeitig sprechen, tendiert das System zur segmentären Differenzierung in einer Mehrzahl kleinere, beziehungslos nebeneinander koexistierender

Subeinheiten: wie z.B. im umfangreicheren geselligen Konversationskreise, wo jeder Redner einen eigenen kleinen Zuhörerkreis um sich schart. Wird die Exklusivitätsregel in der Zuweisung der Sprecherrolle selbst in diesen Mikrosystemen nicht mehr beachtet, kann nicht mehr von einem "Gesprächssystem" gesprochen werden und die kollokale Gruppe regrediert auf das Niveau nicht-verbaler Kommunikation, wo viel anspruchslosere Integrationsbedingungen herrschen (vgl. 2.2.4).

Solange Anwesende nämlich nicht sprechen, können sie auch ohne scharfe Differenzierung zwischen Emittenten- und Rezipientenrollen einen einheitlichen Systemzusammenhang aufrechterhalten, weil jedes Mitglied in der Lage ist

- a) gleichzeitig seine Blicke widerstandslos über viele andere Teilnehmer schweifen zu lassen, und ohne anstrengende, diskontinuierliche Akte der Zu- oder Abwendung immer wieder andere Adressaten ins Auge zu fassen;
- b) ohne Ueberlastung seiner eigenen Aufmerksamkeitskapazität gleichzeitig als Emittent eigener und als Rezipient fremder Stimuli zu fungieren: weil die jeweils eigenen gestischen und mimischen Kundgaben zu ihrer Ausführung häufig nur wenig bewusste Aufmerksamkeit benötigen und für den Emittenten meist keine Objekte konzentrierter (propriozeptiver) Wahrnehmung bilden.

Mit wachsender Teilnehmerzahl wird es deshalb immer wahrscheinlicher, dass kollokale Sozialsysteme nur noch über "niedrigere" Kommunikationsmedien nicht-verbaler Art (im Grenzfall: nur noch durch die wechselseitige Konstatierung gemeinsamer Anwesenheit) zusammengehalten werden, während sie auf der verbalen Ebene in kleinere Subsysteme desintegrieren. Im Unterschied zu allen Formen translokaler Interaktion kann man sich eine derartige Desintegration aber gefahrlos leisten, weil das Interaktionssystem immer zur fundierenden, nonverbalen Integrationsebene zurückkehren kann: um auf ihrer Basis wieder neue und anders zusammengesetzte Gesprächsabläufe zu generieren.

Umgekehrt kann ein Gesprächssystem paradoxerweise seine innere Einheit nur dadurch wahren, dass es eine ebenfalls überaus drastische Form struktureller Binnendifferenzierung ausbildet, um mit den bedrohlichen Integrationsproblemen fertigzuwerden, die aus der scharfen Unterscheidung zwischen Sprecherrolle und Zuhörerrolle sowie aus der jeweiligen Exklusivität der Sprecherrolle heraus erwachsen.

Ein *erstes* Integrationsproblem entsteht dadurch, dass es unvermeidlich ist, dem jeweiligen Sprecher eine generalisierte, ihm allein vorbehaltene Vorzugsstellung einzuräumen, indem man ihm in pauschaler Weise "die Plattform überlässt". (Goffman, 1981:162ff.). Wer immer den herausgehobenen Monopolstatus des "ratifizierten Sprechers" momentan innehat, befindet sich in der völlig autonomen Position desjenigen, der alles sagen kann, was er will; und wer immer die rein rezeptive Rolle des "blossen Zuhörers" akzeptiert, begibt sich in die verletzliche, ausbeutbare Situation desjenigen, der sich dem Risiko aussetzt, sich Bitten, Abschweifungen, Falschinformationen oder gar Drohungen und Anwürfen anhören (und nachher auf sie reagieren) zu müssen.

Wer immer zu sprechen anhebt, usurpiert die legitimationsbedürftige Rolle desjenigen, der den andern die grosszügige Vorleistung zumutet, ihm ohne zu wissen, was er sagen wird, ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, und er muss um Vertrauen und Anerkennung werben, um überhaupt (bzw. gar wohlwollend) angehört und verstanden zu werden. Typischerweise entsteht deshalb ein impliziter "Kommunikationsvertrag" in dem Sinne, das EGO als Gegenleistung für ALTER'S Zuwendung sich freiwillige Mässigung und Zurückhaltung auferlegt, konventionelle Regeln einhält und sich um angemessene Kürze bemüht (Goffman 1981:105ff.).

Aus demselben Grund pflegen Sprecher durch vorausgehende Bitten und begleitende "Demutsgebärden" ihre Hochschätzung und Dankbarkeit für die entgegengebrachte Zuhörbereitschaft zum Ausdruck zu bringen und dem Adressaten im voraus beruhigend mitzuteilen, dass sich ihre Redeabsicht auf kurze und inhaltlich eng begrenzte Äusserungen beschränkt:

"Deshalb wird die Eröffnung eines Gesprächs normalerweise erbeten, nicht gefordert, und oft stellt der Initiator der Rede eine Entschuldigung für die Störung voran, sowie eine Absichtserklärung, wie lange das Gespräch dauern wird, alles unter der Annahme, dass der Rezipient selber bestimmen sollte, wie lange er seine Zuhörerrolle ausüben will. (Insgesamt beantworten Individuen mehr Gesprächseröffnungen, als sie eigentlich wollen: ebenso wie sie weniger Eröffnungen selber initiieren, als sie eigentlich möchten (Goffman 1981:18/19))."

Ähnlich wie bei eigentlichen Herrschaftsbeziehungen werden rituelle Demutsbezeugungen also mit dem Zweck verwendet, um die Asymmetrie eines sozialen Rollenverhältnisses symbolisch abzuschwächen: und wahrscheinlich sind sie umso unersetzlicher, je weniger es durch Zirkulation der Sprecherrolle möglich ist, allen gleiche Teilnahmekancen einzuräumen (z.B. bei Referaten oder in grösseren Gruppen).

Eine zweite, eher technische Integrationsproblematik entsteht daraus, dass der "ratifizierte Redner" wegen seiner temporären Ungebundenheit das Risiko läuft, den Gesprächsprozess in die Irre zu leiten: z.B. indem er unabsichtlich und ohne es zu merken Äusserungen macht, die vom Standpunkt der übrigen Teilnehmer aus als fehlplatziert, abschweifend, unverständlich oder aus irgendeinem andern Grund als inadäquat empfunden werden.

Im Gegensatz etwa zum Briefwechsel, wo unangemessene Kommunikationsakte kaum mehr revidierbare Fehlsteuerungen in Gang setzen (bzw. kaum mehr heilbare Wunden schlagen) können, bieten sich in der kollokalen Gesprächssituation gute Möglichkeiten, die einzelnen Sprechakte trotz ihrer autonomen, sozial unkontrollierten Entstehungsweise in einen übergreifenden Kontroll- und Steuerungsprozess einzufügen.

Dies geschieht vor allem dadurch, dass man Äusserungen als Glieder eines dialogischen Sprechzusammenhangs konzipiert: indem sie von allen Teilnehmern unter dem konsensualen Gesichtspunkt betrachtet werden, inwiefern sie als "Antworten" (bzw. allgemeiner: als Reaktionen, Konsequenzen u.a.) früherer Äusserungen verstanden werden könnten (Goffman 1981: 12). Bevorzugt wird wahrscheinlich ein allereinfachstes Modell kettenartiger Verknüpfungen unterlegt, bei dem jede Redeäusserung auf den unmittelbar vorangegangenen Sprechakt bezogen wird: und nur subsidiär wird zugestanden, dass sie mit vor- oder vorvorletzten Gliedern in Zusammenhang steht und ihrerseits übernächste Reaktionen provozieren kann.

Diese "horizontale", nur zu einem sich sequentiell fortspinnenden Konversationsgewebe führende Relationierung konkurriert häufig mit einer "vertikalen" Variante, bei der die Beiträge als Voten zu einem übergreifenden Thema verstanden werden und aus dieser Perspektive miteinander in Verknüpfung treten.

Die dialogische und die thematische Einbettung zusammen schaffen die Voraussetzung dafür, dass kollokale Gesprächsflüsse selbst dann nie sehr lange in die Irre gehen, wenn jeder Sprecher seine "Plattform" auf völlig eigenwillige und unvorhersehbare Weise benutzt: weil unmittelbar auf jede Äusserung aufwendige Prüfverfahren und Synthesebemühungen einsetzen, um sie als Gesprächsbestandteil eines sequentiellen Gesprächsablaufs zu integrieren.

Darüber hinaus haben die Zuhörer trotz ihrer grundsätzlich rezeptiven Rolle ein beschränktes Repertoire von Verhaltensmöglichkeiten zur Verfügung, um auf den Sprechenden Kontrolle auszuüben: indem sie durch nonverbale Gesten wie Blickkontakte, Kopfbewegungen u. a. unmissverständliche Reaktionen zum Ausdruck bringen (Kendon 1967), oder indem sie Nebenbemerkungen ("relational utterances") einflechten, die trotz ihrer verbalen Natur nicht darauf angelegt sind, dem momentanen Sprechenden die Vorzugsrolle des "ratifizierten Sprechers" zu entziehen (vgl. Ogden/Richards 1947; Soskin/John 1963).

Drittens müssen alle Gesprächssysteme allgemein akzeptierte Regeln und Verfahrensweisen anwenden, um

- zu jedem Zeitpunkt eindeutig festzulegen, wer die Rolle des "ratifizierten Sprechers" innehat,
- die Übergabe der Sprecherrolle vom einen Teilnehmer auf den nächsten in geordneter Weise stattfinden zu lassen,
- den Gesamtumfang an Sprechgelegenheiten und an Redezeit auf die verschiedenen Mitglieder zu verteilen.

Die dabei zu bewältigenden Selektions-, Koordinations- und Allokationsprobleme sind nicht nur von den Gesprächsinhalten, sondern auch von der personellen Zusammensetzung und dem sozio-kulturellen Kontext des Gesprächssystems derart unabhängig, dass sich auch höchst universelle Prozeduren zu ihrer Lösung herausgebildet haben.

So besitzen wahrscheinlich alle menschlichen Gesellschaften und Kulturen einen den Individuen selbst kaum bewussten Bestand an Basisregeln, die die Erzeugung verbaler Konversationsprozesse steuern und bei jeder offenen (d.h. nicht zeremoniell fixierten) Gesprächssituation Anwendung finden.

Dieser generative Code gewährleistet beispielsweise, dass

- die Rolle des "ratifizierten Sprechers" in Zirkulation gehalten wird und auch wiederholt an dieselben Personen zurückkehren kann;
- üblicherweise ausschliesslich ein einziger Teilnehmer spricht und Ueberlappungen wie auch Pausen nur episodisch bleiben;
- die Reihenfolge variabel, im voraus indeterminiert (und deshalb für alle Teilnehmer unvorausehbar) gehalten wird;
- keine übergreifende Steuerung des Gesamtprozesses existiert: weil über jeden einzelnen Sprecherwechsel separat und unabhängig entschieden wird und auch die Sprechdauer kein Objekt der Normierung bildet;
- das Gesprächssystem in seiner fundamentalen Struktur und Funktionsweise unberührt bleibt, wenn sich Grösse oder Zusammensetzung des Teilnehmerkreises verändern;
- eine gewisse Tendenz zur Aussegregation dialogischer Subsysteme besteht: indem der soeben vorangegangene Sprecher eine bevorzugte Chance hat, wiederum angesprochen und zum nächsten Sprecher bestimmt zu werden;
- der Sprecherwechsel substitutiv durch einen Akt der Selbstselektion (wer zuerst spricht, wird ratifizierter Redner) oder einen Akt der Fremdselektion (wer angesprochen wird, darf sprechen) erfolgen kann (vgl. Sacks/Schegloff/Jefferson 1978:7ff.).

Diese selben Regeln, die auf der einen Seite die flexible, diachrone Struktur des Gesprächsflusses generieren, sorgen andererseits auch dafür, dass die Nichtsprecher dauerhaft in der anstrengenden Komplementärrolle des Zuhörers verharren, in der ihnen die

zweifache Pflicht aufgebürdet wird, mit eigenen Äußerungen zuzuwarten *und* dem momentanen Redner aufmerksam zuzuhören.

Diese Disposition zur Erfüllung rezeptiver Rollenpflichten wird im Gesprächssystem mit endogenen "Bordmitteln" andauernd reproduziert. Denn jeder, der die Absicht hat, zukünftig aus eigener Initiative ins Gespräch einzugreifen oder die ihm angebotene Sprecherrolle zu akzeptieren, *muss* andauernd zuhören: um zu bemerken, ob er als nächster Redner aufgerufen ist, und um in der Lage zu sein, sinnvoll (d.h. ohne Brüche oder Wiederholungen) an das bereits Gesagte anzuschließen. Die systematisch aufrechterhaltene Unsicherheit darüber, wer als nächster oder übernächster sprechen wird (vgl. oben), sorgt dafür, dass *alle* Mitglieder *andauernd* die Rolle des aufmerksamen Zuhörers spielen: während ein im voraus festgelegter Turnus für jeden gewisse Möglichkeiten eröffnen würde, sich zeitweise zu desengagieren.

So nutzen Gesprächssysteme das Gefälle zwischen der Fülle potentieller und dem geringen Umfang aktualisierbarer Sprechchancen dazu aus, um *Redebereitschaften in Zuhörbereitschaften zu transformieren* und damit die Reproduktion der für Gesprächssysteme konstitutiven Rollenkomplementarität mit eigenen Mitteln sicherzustellen. Natürlich kann die Zuhörbereitschaft zusätzlich auch durch Sachinteresse oder normative Zwänge, durch Höflichkeit oder blossen Mangel an Beschäftigungsalternativen gewährleistet werden: aber wichtig ist die Einsicht, dass sie unabhängig von diesen exogenen Dispositionen *auch* allein dadurch entsteht, dass die Mitglieder sich am Gespräch mitbeteiligen möchten (vgl. Sacks/Schegloff/Jeffersin 1978:43/44).

Entsprechend gewinnen exogene Motivationsquellen in dem Masse an Bedeutung, als die Mitglieder nur geringe Chancen zur eigenen Gesprächsteilnahme erblicken (z.B. in grossen Gruppen und/oder bei knapper Redezeit), oder wenn sie (wie z.B. bei Referaten, Podiumsdiskussionen u.a.) aus formellen Gründen von der aktiven Beteiligung ausgeschlossen bleiben.

Zum universellen Charakter der eben genannten Problemkonstellationen und ihrer organisatorischen Lösungsmuster gehört auch, dass sie unabhängig davon gelten, ob im Verhältnis zur Nachfrage allzu knappe, angemessene oder gar überreichliche Sprechgelegenheiten und Redezeiten zur Verfügung stehen.

Zusätzliche Anforderungen an soziale Koordination und Kontrolle ergeben sich aber in dem überaus häufigen Fall, dass nicht jeder mitreden kann, der möchte, die meisten nicht genau dann das Wort erhalten, wann sie es wünschen, und niemand sich derart häufig und ausführlich äussern kann, wie es ihm beliebt.

Der unaufhebbare "Basisantagonismus" im wechselseitigen Verhältnis von Gesprächsteilnehmern besteht darin, dass derjenige, der momentan das Wort führt, die Redechancen der übrigen Mitglieder in zweierlei Hinsicht reduziert:

- 1) Ganz kategorisch hindert er alle andern daran, *zum selben Zeitpunkt* in den Kommunikationsprozess zu intervenieren. Daraus entstehen drastische und auch mittels zeitlicher Sequenzierung nicht behebbare Selektionsprobleme: weil jedes Stadium des Gesprächs seine eigenen, nie identisch wiederkehrenden kommunikativen Anschlussmöglichkeiten eröffnet. Vor allem gibt es einige privilegierte, heiss umkämpfte Eingriffspunkte, über deren personelle Zuteilung kaum Konsens zu erzielen ist: z.B. wenn es darum geht, Themen oder Traktandenlisten festzulegen, Angebote vorzuschlagen, auf labile Meinungs- und Kräftekonstellationen Einfluss zu nehmen oder über weitere

Verfahrensweisen (Gesprächsdauer, neue Begegnungstermine u.a.) Entscheidungen zu treffen.

Ebenso drastisch sind die Chancen verbaler Selbstdarstellung betroffen: denn wohl-vorbereitete Voten brillantester und originellster Art lassen sich nicht mehr anbringen, nachdem der Vorredner sie vorweggenommen hat oder durch eine unvorbereitete Gesprächswendung eine Situation erzeugt hat, in der sie "nicht mehr passen".

Wann immer zum selben Zeitpunkt mehrere Personen um die Rolle des "ratifizierten Sprechers" konkurrieren, gibt es nur die eine Lösung, sie nacheinander zu Wort kommen zu lassen: und damit den *Zeitbedarf des Gesprächssystems zu vermehren*.

Diese Engführung durch das Nadelöhr diachroner Sequentialisierung wäre - hinreichende Verfügbarkeit an Zeit vorausgesetzt - nicht so schlimm, wenn die Teilnehmer dadurch (wie z.B. beim Schlangenstehen) nur mit Wartepflichten belastet würden. Viel folgenschwerer ist, dass bei der Transformation synchroner Redeerwartungen in diachrone Sprechakte unweigerlich Komplexität verlorengelht: eben weil viele beabsichtigte Voten durch den unvorhersehbaren, irreversiblen Ablauf des Gesprächs ihren Informationsgehalt verlieren oder im inzwischen veränderten Sinnhorizont keinen Platz mehr finden.

- 2) In zweiter Linie trägt jeder Sprecher tendenziell dazu bei, die gesammelten zukünftigen Redechancen der übrigen Teilnehmer zu mindern: weil sich Gesprächssysteme ja bekanntlich nur innerhalb limitierter, mit den physisch-psychischen Dispositionen und übrigen sozialen Verpflichtungen der Mitglieder vereinbarten Zeiträume entfalten können (vgl. S. 116), und meist sogar zum vornherein darauf angelegt sind, nach einer gewissen Dauer abgebrochen zu werden.

Vor allem mit wachsender Teilnehmerzahl beginnt die "Knappheit an Redezeit" zu einer immer kategorischeren Restriktion des Kommunikationsprozesses zu werden:

- a) weil es immer wahrscheinlicher wird, dass zahlreiche potentielle Sprecher um die verfügbare Zeit konkurrieren,
- b) weil es immer kostspieliger und inakzeptabler wird, zugunsten zusätzlicher einzelner Sprecher die gesamte Gesprächszeit auszudehnen: da sehr viele andere eine Verzögerung ihrer übrigen Bedürfnisbefriedigungen oder Rollenverpflichtungen hinnehmen müssen (vgl. Rauch 1983).

So stösst man beim Streben nach politischer Demokratie oder andern egalitären Formen kollektiver Selbstverwaltung immer auf die Schranke, dass zahlreiche Mitglieder aus rein zeittechnischen Gründen von direkter Partizipation überhaupt ausgeschlossen bleiben und die übrigen ihre verbalen Kommunikationschancen höchst differentiell untereinander verteilen (vgl. Dahl, 1975: passim).

Daraus kann man wahlweise die Folgerung ziehen, dass gleichverteilte Mitwirkungschancen nur bei geringer Teilnehmerzahl möglich sei oder dass die Artikulationschancen der "breiten Masse" durch indirekte Beteiligungsmechanismen (Repräsentativität, Responsivität u.a.) gesichert werden müssten (vgl. z.B. Uppendahl 1981, 85ff.).

Generell kollidiert auch jede Theorie des "herrschaftsfreien Diskurses" bereits ganz am Anfang mit der evidenten Tatsache, dass Gesprächssysteme zu jedem Zeitpunkt, zu dem man sie betrachtet, eine äusserst asymmetrische, inegalitäre Binnenstruktur aufweisen: indem einem herausgehobenen einzelnen Sprecher, der in pauschaler und autonomer Weise "die Plattform beherrscht", mehrere "submissive Zuhörer" gegenüberstehen, die

sich durch ihre generalisierte Rezeptionsbereitschaft zumindest temporär in eine verletzte, ausbeutbare Stellung begeben haben.

Will man dann argumentieren, dass die Symmetrie der kommunikativen Chancen eben im Zeitverlauf durch eine Art Gleichverteilung der Redegelegenheiten und Sprechzeiten hergestellt werden müsse, so stösst man auf unüberwindliche Probleme, die leider nicht nur mit der *quantitativen Begrenztheit der Gesprächszeit*, sondern auch mit der *qualitativen Differenzierung* und der *irreversiblen Verlaufsstruktur* von Gesprächsprozessen zusammenhängen.

Völlig unaufhebbar ist die Asymmetrie der Beteiligungschancen nämlich, wenn es gerade *jetzt* darauf ankommt, wer sprechen darf und wer nicht: z.B. um den Themenschwerpunkt des nachfolgenden Gesprächs zu fixieren, ein Kauf- oder Verkaufsangebot zu unterbreiten, einen Weg zur Konfliktlösung vorzuschlagen oder aus der Beratung einer Entscheidungsvorlage das Fazit zu ziehen.

Nur wenn sich das Gespräch auf eine serielle Aggregation gleichrangiger, in beliebiger Reihenfolge anzuordnener Sprechakte reduzieren liesse, könnte der quantitativen Gleichheit an Gesprächsbeteiligung auch eine qualitative Egalität an Mitwirkungs- und Einflussmöglichkeiten entsprechen. In Wirklichkeit aber vollzieht sich das Gespräch als eine unumkehrbare evolutive Abfolge von niemals identisch wiederkehrenden Konstellationen, von denen jede das Produkt des gesamten vorangegangenen Kommunikationsprozesses darstellt und durch den nächsten Redeakt wieder völlig verwandelt werden kann.

Dieser qualitativen Differenziertheit der Gesprächsvoten ist durch keinerlei Redistributionsverfahren beizukommen: so dass Gespräche kaum je als Medien sozialer Egalisierung, sondern umgekehrt eher als Generatoren sozialer Differenzierung wirksam sind: weil in ihnen immense zusätzliche Ungleichheiten entstehen können, die mit den von aussen ins System hereingetragenen Inegalitäten (bezüglich Bildung, Berufsprestige, öffentliche Reputation u.a.) teilweise kumulieren, teilweise allerdings auch in ein kompensatives Verhältnis treten. So können z. B. die Delegierten von Kleinstaaten an internationalen Konferenzen ihre inferiore Initialposition beträchtlich aufbessern, wenn sie in den Verhandlungsdiskussionen überdurchschnittlich intensiv und taktisch geschickt partizipieren (vgl. Yung-me: 1979).

Vielleicht ist "Redezeit" das universellste (weil von spezifischen Bedürfnissen, Werten und strukturellen Positionen unabhängigste) knappe Gut, um dessen Zuteilung Menschen miteinander konkurrieren: auch und gerade in den von anderen Knappheiten weniger betroffenen *privilegierten Schichten*, deren Mitglieder dank vielseitiger Rollenaktivitäten einerseits und hoher verbaler Kompetenz andererseits besonders für die Erfahrung disponiert sind, dass gewünschte und realisierbare Sprechgelegenheiten weit auseinanderklaffen. Und die Gesprächssituation wäre dann der verbreitetste und dominierendste aller Sozialisationskontexte, in der Menschen in fundamentaler Weise lernen, wie man knappe, umkämpfte Ressourcen dennoch friedlich untereinander verteilt: indem man Kompromisse schliesst oder sich einer gemeinsamen Ordnung von Koordinations-, Allokations- und Konfliktlösungsregeln unterwirft.

In jeder Grundschulklasse zum Beispiel erfahren die Kinder von der ersten Unterrichtsstunde an, dass immer nur eines von ihnen aufgerufen wird, um auf eine an alle gerichtete Frage der Lehrerin Antwort zu geben: so dass sie mit der schizophrenen Konstellation zurechtkommen müssen, dass dasselbe soziale Milieu, das in ihnen ständig verbale Antwortbereitschaften evoziert, ihnen viel zu wenig Gelegenheiten, solche Reaktionen auch "loszuwerden", bietet. Als Folge davon bleiben die meisten Teilnehmer auf einen rein selbstreferentiellen Umgang mit den von ihnen konzipierten, aber nicht artikulierbaren

Verbalisierungen verwiesen (vgl. Rauch 1983) und lernen dabei wahrscheinlich (im Sinne von G.H. Mead), mit sich selber auf dieselbe Weise umzugehen, wie sie sich vorstellen, dass andere (in diesem Falle die Lehrperson) mit ihnen umgehen würden.

Gegenüber telephonischer Verbalkommunikation haben kollokale Sozialsysteme den Vorzug, dass mit der Ausdifferenzierung von Sprecher- und Zuhörerrollen relativ wenig Desintegrationsrisiken verbunden sind, weil *nonverbale Kommunikationsmittel*, vor allem *wechselseitige Blickkontakte* als Korrektiv in Anspruch genommen werden können.

An der ubiquitären Verwendung und den vielseitigen Funktionen des *Blickwechsels* lässt sich besonders gut illustrieren, in welcher hohen Masse verbale und nonverbale Ausdrucksmedien in einem komplementären (anstatt substitutiven) Verhältnis zueinander stehen:

- 1) Blickkontakte schaffen dank ihrer voraussetzungslosen Zugänglichkeit eine basalere, den verbalen Austausch fundierende Ebene interpersoneller Kommunikation. *Dem ersten Redevotum (selbst dem Begrüßungsritual) vorausgehend*, erzeugen Individuen durch Blicke wechselseitige Gewissheit, sich in einer Situation der Aufmerksamkeitszuwendung und "Ansprechbarkeit" zu befinden; *sich permanent erneuernd*, erhalten sie diese Situationsdefinition über Gesprächspausen hinweg aufrecht; *dem letzten Abschiedswort nachgesandt*, markieren sie den äussersten zeitlichen Begrenzungspunkt der "Begegnungsphase" innerhalb der sich verbale Kommunikation hat entfalten können.

Blickkontakte scheinen gleichzeitig notwendige *und* hinreichende Bedingungen dafür zu sein, dass Individuen sich im Zustand interaktiver Relationiertheit definieren, und äusserst habitualisierte Verhaltensnormen scheinen dafür zu sorgen, dass sie sich - jeweils eine Dauer von mindestens drei und höchstens zehn Sekunden umfassend - in kurzen Intervallen über den gesamten Gesprächsprozess hinweg wiederholen (vgl. Argyle/Dean 1965).

- 2) *Zuhörer* machen ihre Marginalität, die sie innerhalb der *verbalen* Kommunikationsprozesse hinnehmen müssen, teilweise dadurch wett, dass sie umso intensiver vom *nonverbalen Ausdrucksmedium des Blickens* Gebrauch machen, um ihre Integration ins soziale Feld trotz ihrer rein rezeptiven Funktionsrolle sicherzustellen - und dies gegenüber dem Sprecher wie auch gegenüber anderen Zuhörern sichtbar zu signalisieren (Argyle/Dean 1965).

Sprecher müssen sich meist völlig auf den Blickwechsel mit den Rezipienten verlassen, um während ihres Redeflusses zu erfahren, ob man ihnen überhaupt zuhört: genauso wie sie aus der Art der Blicke (und eventuellen Zusatzgesten wie Lächeln, Kopfnicken u.a.) entnehmen können, wie man ihre Äusserungen aufnimmt und darauf reagiert (Kendon 1967).

- 3) *Sprechende* pflegen Blicke vor allem zum Ausdruck mannigfacher metakommunikativer Mitteilungen zu verwenden, die ja nicht gleichzeitig mit dem Fluss ihrer Rede verbalisiert werden können. Durch Abwendung ihres Blicks - z.B. am Beginn ihres Votums - unterstreichen sie ihre Absicht, konsequent die Rolle des "ratifizierten Sprechers" zu spielen, der sich gegenüber Fremdreaktionen abschirmen muss, um das, was er sagen will, ungestört auszuformulieren, und der vorerst nicht bereit ist, seine Plattform anderen Teilnehmern zur Verfügung zu stellen. Umgekehrt signalisiert er durch häufiges Anblicken der Zuhörer seine Bereitschaft, nonverbale Rückmeldungen über das Gesprochene in Empfang zu nehmen, bzw. die Sprecherrolle alsbald anderen, auf sein Votum verbal reagierenden, Teilnehmern zu überlassen (Argyle/Dean 1965; Kendon 1967; Duncan 1972; Rutter/Stephenson 1977; Beattie 1978).

Gespräche am Telephon und zwischen Sehbehinderten teilen die Erschwernis, ohne diese durch Blickkontakte mühelos und verzögerungsfrei erbrachten Koordinationsleistungen auskommen zu müssen. Bei ihrer (noch ausstehenden) empirischen Analyse würde sich wohl zeigen, dass einerseits vermehrt *akustische Modulationen* (des Tonfalls u.a.) in Anspruch genommen werden müssen und andererseits auch zusätzliche *metakommunikative Verbalisierungen* notwendig sind, um die sonst mittels visueller Kommunikation erbrachten Spezifikations- und Integrationsleistungen zu substituieren.

d) Sequentielle Strukturen innerhalb der Rede

Der Zeitbedarf verbaler Kommunikationsprozesse ist auch deshalb so enorm, weil sich ein Sprecher zur selben Zeit immer nur auf einen einzigen Duktus der Rede einlassen kann. Niemals ist er in der Lage, mehrere, voneinander unabhängige Kundgabeprozesse parallel nebeneinander herlaufen zu lassen, wie dies auf nicht-verbaler Ebene (z.B. durch simultanen Einsatz von Körperhaltung, Handgesten, Gesichtsmimik u.a.) ohne weiteres gelingt (vgl. 2.2.4).

Überdies sind innerhalb jeder Redeäußerung wiederum strenge Regeln der Sequentialisierung zu beachten: bedingt durch die rein *physische Unmöglichkeit, gleichzeitig mehrere phonetische Laute zu emittieren*, sowie die (allerdings auch im schriftlichen Ausdruck zu beachtenden) *grammatikalischen und syntaktischen Vorschriften*, wie man durch ein geregeltes Nacheinander von Wörtern und Ausdrücken verstehbare Sätze bildet.

Vom *individuellen Sprecher* aus gesehen bedeutet dies vor allem, dass ihm auf verbaler Ebene immer nur äusserst kärgliche (und deshalb sehr selektiv zu benutzende) Ausdrucksmöglichkeiten verfügbar sind, die mit der Inhaltsfülle seines "Bewusstseinsstroms" in gar keinem Verhältnis stehen. Denn als *psychisch erlebendes Subjekt* findet er sich mit der Fähigkeit vor, gleichzeitig höchst Verschiedenartiges zu fühlen, zu denken und wahrzunehmen. Allein schon sein Gesichtssinn bietet ihm ein Momentanbild höchst vielfältiger Gestalteindrücke dar, und simultan dazu sind ihm mittels Hören, Riechen, Schmecken, Berühren u.a. noch weitere Dimensionen sinnlicher Erfahrung erschlossen. Als *verbal kommunizierendes Subjekt* hingegen sieht er sich - selbst wenn er über perfekte "kommunikative Kompetenzen" verfügt - genötigt, diesen Reichtum synchroner Impressionen in ein dünnes Rinnsal diachroner Verbalisierungen zu transformieren, so dass vieles

- a) überhaupt unartikuliert bleibt, weil keine Zeit dazu verfügbar ist;
- b) erst nachträglich ausgedrückt wird, nachdem es aus dem aktuellen Erlebnisfeld verschwunden ist und nur noch als Erinnerung existiert;
- c) nur mittels nicht-verbaler Kundgaben mitgeteilt werden kann, die weniger rigiden Zwängen der Sequentialisierung unterliegen.

So *katalysiert verbale Kommunikation die Ausdifferenzierung des Persönlichkeitssystems gegenüber der sozialen Systemebene*: weil ein Individuum in seiner Rolle des Sprechens, bzw. Schweigens drastischer als irgendwo anders sich als "einsames, autonomes Subjekt" erleben kann, insofern

- sein aktuelles Erleben sich notwendig inkommunikativ vollzieht, da seine eigenen verbalen Äusserungen darüber (ganz zu schweigen von den Verbalreaktionen anderer) erst mit Zeitverzögerung erfolgen;
- die meisten Erlebnisinhalte überhaupt für immer in seinem "Privatbesitz" verbleiben, da sich nie Gelegenheit zum verbalen Ausdruck bietet

- es andauernd eigene Selektionskriterien anwenden muss, um darüber zu entscheiden, welche Inhalte überhaupt und in welcher Reihenfolge ausgedrückt werden sollen.

Vom *sozialen Interaktionssystem* her betrachtet hat der unilineare Charakter des Redeflusses die Konsequenz, dass Individuen sich zu jedem Zeitpunkt nur in äusserst selektiver Weise darstellen können: so dass selbst innerhalb grösserer Zeitspannen nur unsystematische Bruchstücke ihrer Persönlichkeitsstruktur und psychischen Prozesse sichtbar werden.

"Daher ist die soziologische Stimmung eines Blinden eine ganz andere als die des Tauben. Für den Blinden ist der Andere eigentlich nur im Nacheinander da, in der Zeitfolge seiner Äusserungen. Das unruhige, beunruhigende Zugleich aller Wesenszüge, der Spuren aller Vergangenheiten, wie es in dem Gesicht der Menschen ausgebreitet liegt, entgeht dem Blinden, und das mag der Grund der friedlichen und ruhigen, gegen die Umgebung gleichmässig freundlichen Stimmung sein, die so oft an Blinden beobachtet wird. Gerade die Vielfalt dessen, was das Gesicht offenbaren kann, macht es oft rätselhaft; im allgemeinen wird das, was wir von einem Menschen sehen, durch das interpretiert, was wir von ihm hören, während das Umgekehrte viel seltener ist. Deshalb ist der, der sieht, ohne zu hören, viel verworrener, ratloser, beunruhigter als der, der hört, ohne zu sehen." (Simmel, 1908:486).

Überall, wo *ausschliesslich* verbale Kommunikation verfügbar ist (also auch beim Telefongespräch oder Briefwechsel) stellt sich das Problem, dass die Typifizierung von Personen auf der Basis von Ausdruckskundgaben stattfinden muss, die auf Grund ihrer hohen Selektivität und Variabilität nicht als repräsentative Indikatoren der Gesamtperson gelten können, und die darüber hinaus in höchstem Masse geeignet sind, um vom Emittenten je nach seinen taktischen Absichten bewusst manipuliert zu werden.

Wer immer im Sinne des "impression management" bemüht ist, ändern gegenüber ein ganz spezifisches, völlig von ihm selbst kontrolliertes, vielleicht absichtlich beschönigtes oder verfälschtes Bild seiner selbst zu suggerieren, wird deshalb wohl eine auf reine *Verbalkommunikation* begrenzte translokale Beziehung wählen. Denn im kollokalen Verhältnis wird er erleben, dass er immer *auch* mittels seiner sichtbaren Körpererscheinung und vielerlei nichtverbalen Ausdruckskundgaben kommuniziert, in denen sich eher als in seiner Rede seine "eigentliche" (d.h. relativ invariante und situationsunabhängige) Persönlichkeitsstruktur verrät.

Ein weiteres Folgeproblem der Diachronisierung besteht darin, dass ein einzelnes Redevotum genauso wie das Gespräch als Ganzes nicht aus gleichrangigen, seriell angeordneten Sprechakten besteht, sondern den Charakter eines irreversibel voranschreitenden Prozessablaufs besitzt.

Selbst wenn man alles sagen kann, was man will, bleibt deshalb immer noch das Problem, in welcher *Reihenfolge* man es ausdrückt: weil der Sinn jeder Äusserung mitbeeinflusst wird dadurch, in welchem Antezedenz- oder Konsequenzverhältnis zu andern Äusserungen sie steht. So muss der Redner gewärtigen, dass die sequentielle Anordnung seiner Argumente in eine Rangordnung ihrer relativen Wichtigkeit umgedeutet wird, dass er mit seinen Eröffnungsworten Einfluss auf die Erwartungshaltungen und Beurteilungsmassstäbe seiner Adressaten nimmt, oder dass abschliessende Worte "Bekennnischarakter" erhalten und die vorangegangene Rede rückstrahlend in ein ganz bestimmtes Licht eintauchen.

Auch schriftliche Texte sind zwar auf sequentielle Rezeption hin angelegte Gebilde, in deren Gliederung sich Bedeutungsunterschiede, logische Abhängigkeiten u.a. zwischen den einzelnen Teilen widerspiegeln. Und bei vielen sehr sorgfältig und systematisch konzipier-

ten Texten (z.B. Gedichten, Erzählungen, aufbauenden wissenschaftlichen Einführungsbüchern u.a.) erschliesst sich der Sinn ausschliesslich dann, wenn der Leser sich der Autorität des Verfassers soweit unterwirft, dass er die von ihm festgelegte Sequentialität getreulich nachvollzieht.

Aber Texte sind andererseits immer *auch* Gebilde, die - wie andere physische Gegenstände - zu jedem Zeitpunkt als Ganzes mit allen ihren Teilkomponenten gegenwärtig und sinnlich rezipierbar sind, und die sich z.B. widerstandslos anbieten, um vom Leser an beliebiger Stelle aufgeschlagen zu werden. Diese noematische "Dingstruktur" ist es, die im Falle von Lexika, Wörterbüchern, Fahrplänen oder Telefonverzeichnissen natürlich völlig überwiegt.

Charakteristisch für die *mündliche Rede* ist nun aber, dass sie sich dem Rezipienten ausschliesslich als *Prozessstruktur* repräsentiert: so dass er nur die Wahl hat, entweder der vom Sprecher aufdiktierten Sequentialität unterwürfig zu folgen, oder sich dem kommunikativen Angebot vollständig zu entziehen. Dementsprechend muss der Redner auch viel eher als der Schreiber gewärtigen, dass er durch die gewählte Reihenfolge seiner Verbalisierungen

- a) Einfluss darauf nimmt, ob und wie sie angehört werden,
- b) zusätzliche implizite Informationen darüber mitliefert, in welchen Beziehungen die verschiedenen Redeinhalte zueinander stehen.

III

Die einzigartige Bedeutung der Sprache besteht nun darin, dass dieses weitaus differenzierteste aller Ausdrucksmedien sich gleichzeitig auch am vollkommensten im autonomen Gestaltungsbereich des Individuums befindet: so dass Sprechakte - sofern sie nicht im Traum, Drogenrausch, schizophrenen Anfall oder in andern eher marginalen Zuständen erfolgen - praktisch per definitionem als intentionale Handlungen gelten und das Individuum in seiner Eigenschaft als Sprecher prototypischer als irgendwo anders zum "autonomen Subjekt" werden kann.

- 1) Während das Individuum auf nicht-verbaler Ebene zwangsläufig andauernd verschiedenste wahrnehmbare Zustände aufweist und Bewegungsabläufe vollzieht, gibt es keinen im physiologischen oder senso-motorischen Apparat wurzelnden Zwang, verbale Laute zu erzeugen oder gar sprachliche Artikulationen ganz bestimmter Art zu emittieren.

Höchstens in jenem relativ engen Schnittbereich, wo vorsprachliche akustische Lautgebärden (z.B. Schmerzensschreie, Freudekundgaben u.a.) in verbal eingekleidete Ausrufe übergehen, sind Einbindungen in niedrigere (z.B. psychisch-emotionale) Funktionsebenen spürbar, die sich der absichtsvollen Manipulation teilweise entziehen. Alle komplexeren Verbalisierungen aber sind durchaus "kontingent" in dem Sinne, dass sie nicht deterministisch mit einer bestimmten individuellen Zuständigkeit verbunden sind, sondern eines intentionalen Aktes bedürfen, der sich ebensogut nicht oder anders hätte äussern können.

Daraus folgt auch bereits, dass Sprechakte immer gleich *zwei Hierarchieebenen der Handlungsentscheidung* involvieren:

Dass Peter spricht, muss man ihm bereits als *generelle* Handlung zurechnen, weil er auch hätte schweigen können; *was* Peter spricht, (bzw. *was* er illokutionär damit bezweckt und perlokutionär damit erreicht), ist seine *spezifische* Handlung, die sich gegenüber einer prinzipiell unabgrenzbaren Vielfalt von Alternativen profiliert.

2) Sprachliche Äusserungen sind zur Selbstkontrolle optimal geeignet, weil der Emittent sie prinzipiell in derselben Weise wie irgendein fremder Beobachter wahrnehmen und entschlüsseln kann.

Zum einen hängt dies mit der allgemeinen Eigenschaft akustischer Stimuli zusammen, dass sich ihre Wahrnehmung voraussetzungsloser, unselektiver und perspektivenfreier als im Falle visueller Reize vollzieht. Genauso wie jeder die anderen Anwesenden jederzeit *hören*, aber nicht andauernd *sehen* kann, so gilt noch viel drastischer: *dass jeder alle seine eigenen Laute jederzeit mithören kann, aber höchstens unter ganz speziellen Voraussetzungen zeitweilig in der Lage ist, seine eigenen gestischen (oder gar: mimischen) Kundgaben visuell zu rezipieren.*

Nun sind zwar auch bei Lautgesten bestimmte perspektivische Verzerrungen wirksam, die die Selbstwahrnehmung stören: weil ich aus rein physiologischen Gründen meine eigene Stimme anders höre als alle, die sie nur äusserlich über ihr Hörorgan empfangen.

Im Falle verbaler Äusserungen ist aber auch diese Schranke der Selbstwahrnehmung vollständig aufgehoben: weil die Benutzung des konventionellen digitalen Sprachcodes garantiert, dass das Gesprochene unabhängig von der Stimmfärbung und andern "analogen Modulationen" einen stabilen lokutionären Sinngehalt besitzt, der sich mir selbst auf identische Weise wie irgendeinem fremden Zuhörer darbietet.

Während Individuen also in ihrem non-verbalen Verhalten aus einer isolierten, kaum intersubjektiv überbrückbaren Egozentrik heraus agieren, ohne zu sich selbst jemals das objektive Verhältnis zu gewinnen, das andere ihnen gegenüber besitzen, erlaubt, ja *erzwingt* das Sprechen eine Dezentrierung der Perspektiven, die der Selbstobjektivierung und der intersubjektiven Verständigung in gleichem Masse förderlich ist.

Nur in der Sphäre verbaler Kommunikation sind Subjekte deshalb wahrscheinlich in der Lage, ihren subjektiven Beobachter- und Aktorstandort gewissermassen in Aequidistanz zwischen ihrer eigenen Person und fremden Personen schweben zu lassen: zu *mir selber* gewinne ich höhere *Distanz*, weil ich meine eigenen Sprechakte als objektivierbare Ereignisse erlebe, zu denen ich denselben perspektivenfreien Zugang wie irgendwelche Zuhörer besitze; und zum *Adressaten meiner Kommunikationen* gewinne ich eine besondere *Nähe*: weil ich (Gemeinsamkeit des Sprachcodes vorausgesetzt) ohne Aufwand an Empathie genau weiss, welche Ausserungen er von mir empfängt.

So sichert der dem "aktuellen Verstehen" (vgl. Weber 1972: 3f.) zugängliche lokutionäre Kerngehalt der Rede ein Plateau gesicherter Intersubjektivität: eine Sphäre des "objektiven Sinns", der die beiden Prozesse der Enkodierung und der Dekodierung (die an sich völlig unabhängig voneinander durch verschiedene autonome Subjekte getätigt werden) miteinander verbindet. Missverständnisse und Fehlsteuerungen der Kommunikation sind dadurch keineswegs ausgeschlossen: aber sie treten in einer Form auf, die es leicht macht, ihre Ursachen zu erkennen und zu beseitigen.

Denn weil jeder Akteur die Botschaften, die er selbst enkodiert hat, genau kennt, kann der Grund für das Missverstehen nur darin liegen, dass der Empfänger sie auf eine davon abweichende Weise dekodiert: so dass man nur diese Diskrepanz thematisieren muss, um das Problem zu überwinden.

Demgegenüber sind Missdeutungen von nicht-verbalen Verhaltensweisen viel schwerer zu beseitigen: weil der Emittent nicht weiss, ob kommunikative Misserfolge auf von ihm selbst nicht kontrollierte Faktoren der *Enkodierung* oder auf Weisen ihrer *Dekodierung* zurückgeführt werden müssen. Die junge Dame am Nebentisch hat meinen Blick als plumpe Kontaktauforderung missverstanden: aber vielleicht habe ich in meine Augen einen derart innigen Ausdruck hineingelegt, dass sie ihn so verstehen *musste*?

Sprechakte sind also prototypische Fälle von intentionalem Handeln, und Gespräche sind prototypische Handlungssysteme, deren Teilnehmer ständig unterstellen, dass

- 1) ihre eigenen Sprechakte absichtsvolle Handlungen sind, für die sie die eigene Verantwortung tragen;
- 2) die Sprechakte der jeweils anderen ebensolche autonome Handlungen sind: so dass man sie dafür haftbar machen kann;
- 3) jeder Teilnehmer die Selbstattribution (1) und die Fremdattribution (2) aufrechterhält; so damit zu rechnen ist, dass mein Partner sich für ihre Voten zur Rechenschaft ziehen lassen, und dass ich selbst zur Rechenschaft gezogen werde.

Die labilisierenden Wirkungen der nicht nur doppelten, sondern mehrfachen Kontingenz verbaler Interaktionen wären wohl unerträglich, wenn sich die Teilnehmer nicht auf gesicherte exogene Erwartungs- (und Erwartungserwartungs-) Strukturen abstützen könnten, die nicht selbst in die Kontingenz verbaler Kommunikation einbezogen sind. Unlösbare Paradoxien gibt es bekanntlich, wenn man nicht sicher sein kann, ob einer lügt, wenn er sagt, dass er nicht lüge, oder wenn ungewiss bleibt, ob jemand ironisch gemeinte Bemerkungen seinerseits ironisiert.

Der Bedarf an derartigen moralischen Absicherungen ist in der kollokalen Interaktionssituation allerdings nicht gar so gross wie dort, wo - wie z.B. im Schriftverkehr - ausschliesslich das verbale Medium alle Ausdruckskundgaben transportiert. Denn Anwesende können sich bei der Deutung des Gesprochenen immer auch auf die nicht-verbale Begleitgesten abstützen, die dank ihrer geringeren intentionalen Steuerbarkeit (und damit: Verfälschbarkeit) häufig "das authentische Gesicht" eines Sprechers verraten.

Selbst die Gefahren des "kretischen Paradoxons" sind im kollokalen Gespräch nicht sonderlich zu fürchten: weil der Lügner vielleicht durch Nervosität oder Gesichtsröte kundtut, dass seine Behauptung, die Wahrheit zu sprechen, nicht stimmt.

Bedenkenswert ist schliesslich die Ueberlegung, dass Sprechakte gerade nicht zwingend dazu disponiert sind, *soziale* Handlungen zu sein: weil im Gegensatz zu non-verbale Gesten kein Defizit an selbstreferentiellen Wahrnehmungs- und Steuerungsmechanismen besteht, das zu intersubjektiven Orientierungen nötigt. Nicht nur das durchaus häufige Phänomen des *Selbstgesprächs* (vgl. Goffman 1981:78ff.), sondern vor allem auch die *Entfaltung der Schriftkultur* und der *auditiven Massenmedien* beruhen alle auf der Möglichkeit, sprachliches Verhalten aus sozialen Rückkoppelungsprozessen weitgehend herauszulösen - und in einem Masse zu verselbständigen, dass es völlig ungewiss werden kann, ob die Botschaft überhaupt (jemals) einen Rezipienten findet.

Vor allem stehen Individuen vor der symmetrischen Wahl, Sprache entweder für Zwecke der *Objektivierung* (im Verhältnis zu sich selbst) oder für Zwecke der *Subjektivierung* (im Verhältnis zu anderen) zu benutzen. In jedem dieser Fälle werden sie Kundgaben mit übersubjektivem Geltungscharakter erzeugen, die den auf nicht-verbaler Ebene unbezwingbaren Hiatus zwischen selbstreferentieller und fremdreferentieller Perspektive überbrücken.

IV

Wie bereits erwähnt, stellt die Ebene verbaler Kommunikation das oberste Niveau einer hierarchischen Ordnung intersubjektiver Ausdrucksmedien dar. Alle niedrigeren Ausdrucksebenen sind "semantisch heteronom" in dem Sinne, dass die mit ihrer Hilfe erzeugten individuellen Kundgaben einen allzu diffusen, unbestimmt-vieldeutigen Sinngehalt

beibehalten würden, wenn keine zusätzlichen, von den differenzierungsfähigeren höheren Ebenen bereitgestellten "Erklärungshilfen" bereitgestellt würden.

So bleibt die pure Anwesenheit in einer Kirche mehrdeutig, wenn nicht die äussere Erscheinung (Kleidung, Körperhaltung, Begleitutensilien u.a.) klar macht, ob es sich um einen neugierigen Touristen oder einen fromm-sonntäglich gestimmten Gottesdienstbesucher handelt.

Und die durch ein bestimmtes *persönliches Erscheinungsbild* nahegelegten Deutungen würden wiederum höchst unklar bleiben, wenn nicht aus dem gestisch-mimischen Verhalten zusätzliche Schlüsse gezogen werden könnten: z.B. kann der mit Fotoapparat und Stadtplan bewaffnete Tourist trotzdem plötzlich zu beten beginnen, oder die ältere Dame in Trauerkleidung ein unerwartetes kunsthistorisches Interesse an Altarbildern zeigen.

Allerdings gibt es auch genügend Beispiele dafür, dass der Prozess semantischer Spezifikation genau in die umgekehrte Richtung fliesst: z.B. wenn dieselbe Schäkerei des Chefs mit der Sekretärin völlig Unterschiedliches bedeutet, je nachdem ob sie sich im formellen Rahmen des Dienstzimmers oder in der Informalität einer abendlichen Einladung vollzieht; wenn alle Aktivitäten einer in Badekleidung am Strand befindlichen Person fast a priori den Charakter des Freizeithaft-Unverbindlichen erhalten, oder wenn ein Gelähmter damit rechnen muss, dass alle seine linkischen und unsicheren Bewegungen ausschliesslich als Folgen seines körperlichen Handikaps gedeutet werden.

Diese "Aufwärtsinterpretationen" verdanken ihre Bedeutung der Tatsache, dass die auf niedrigeren Ausdrucksebenen (Anwesenheit/körperliche Erscheinung) emittierten Stimuli jeweils *zuerst* wahrgenommen werden: und dass dann der normalen Neigung gefolgt wird, das nachträglich Wahrgenommene in Termini des bereits Bekannten zu interpretieren.

In der Masse aber, wie man die höherrangigen Kundgaben in ihrer intrinsischen Differenziertheit zur Kenntnis nimmt, hat man keine andere Wahl, als den "Abwärtsinterpretationen" den Vorzug zu geben. Man wird dann nämlich erkennen, dass die variableren Verhaltensprozesse unendlich vielfältigere Informationen als die invarianten Körperbefindlichkeiten vermitteln: und dass es ohne die Zugriffsmöglichkeit zu verbalen Auskünften oft völlig aussichtslos wäre, zum "subjektiv gemeinten Sinn" persönlicher Anwesenheiten, Darstellungs- und Verhaltensweisen vorzustossen.

Es sind vor allem die folgenden zwei Eigenheiten der Sprache, die hier uneingeschränkt zur Geltung kommen:

a) *Konstitution und Expression von Sinn uno actu*

Unabhängig davon, ob der Sinngehalt einer nonverbalen Geste sich aus ihrer invarianten *Verknüpfung mit physiologischen Vorgängen* ergibt (Schmerzensschrei), als *Ritual* verankert ist (Händeschütteln) oder auf *situationsabhängigen konventionellen* Setzungen beruht (Winken, Pfeifen u.a.): immer ist diese Bedeutung bereits vorgängig fixiert, so dass sie sich durch die Ausführung der Geste nur *aktualisiert*, nicht aber *konstituiert* oder irgendwie *verändert*.

Dieser Mangel an "semantischer Autonomie" erweist sich auch darin, dass einzelne Gesten nicht wie Worte zusammengefügt werden können, um in ihrer Interdependenz (ähnlich wie ein Satz) irgend einen neuartigen, emergenten Sinn entstehen zu lassen: weil keine Coderegeln bestehen, die derartige Kombinationsverhältnisse definieren.

Ausschliesslich im Medium der Sprache sind Kundgaben möglich, die ihren Sinn nicht aus einem vorgefertigten Arsenal starrer Bedeutungsvarianten beziehen, weil dieser Sinn im selben Formulierungsprozess, der zu ihrem Ausdruck notwendig ist, überhaupt erst *ent-*

steht. So lassen sich im weiten Rahmen grammatikalisch-syntaktischer Regeln äusserst viele Sätze und unendlich zahlreiche Satzsequenzen bilden, die auch dann völlig verständlich sind, wenn sie vorher noch nie in derselben Weise geformt und ausgesprochen wurden.

Diese *mangelnde Differenzierung zwischen Sinnkonstitution und Sinnexpression* ist wohl ein Handikap, wenn das Bestreben dahin geht, die Stabilität, extensive Geltung und intersubjektive Erwartungssicherheit von Bedeutungen zu sichern: aber sie wird dringend nachgefragt, wenn es darum geht, neue kommunikationsfähige Bedeutungen zu bilden und die Starrheit nicht-verbaler Verhältnisse durch eine Komponente dynamischer, selbstkontrollierter Fortentwicklung zu ergänzen.

Diese "immanente Subversivität" der Sprache ist vielleicht nur tragbar, weil ihre Verwendung derart viel Zeitaufwand und Selektivität erfordert: so dass in jedem Sozialsystem die meisten Erwartungen nicht auf verbaler Ebene zur Disposition gestellt werden, und die habitualisierten Bedeutungen sich allein wegen ihrer permanenten, unmittelbaren Zugreifbarkeit immer wieder durchzusetzen pflegen.

Aber alle mit der Fähigkeit zur Selbststeuerung begabten sozialen Gruppen, Organisationen oder Institutionen kultivieren zumindest im insulierten Bereich ihrer Leitungs- und Entscheidungszentren intensive Prozesse verbaler Kommunikation, die den Zweck haben, die im System geltenden Erwartungen zu spezifizieren und die Bedeutungen individueller Anwesenheiten, Erscheinungsweisen und Verhaltensformen festzulegen, die nachher in einen deverbalierten Zustand (der personellen Habitualisierung, technischen Routine, traditionellen Gewohnheit u.a.) übergehen können.

Während die "*legitimatorische Geltung*" derartiger Festlegungen wohl von der jederzeitigen Rückkehrmöglichkeit zur Ebene der (für ihre Genese und Modifizierung gleichermaßen verantwortlichen) Sphäre verbaler Kommunikation abhängen mag, so hängt ihre *faktische Geltung* davon ab, dass derartige Reverbialisierungen unterbleiben oder höchstens im engen Korsett institutionell vorgesehener Gelegenheiten (Parlamentsdebatten, Kommissionssitzungen u.a.) stattfinden.

b) Symbolische Repräsentation des Nicht-Präsenten

Nur in *verbalen Termini* ist es möglich, eine faktische Ausdruckskundgabe auf nicht-verbaler Ebene in einen weiteren Interpretationszusammenhang einzubetten, der auch Vergangenes oder Zukünftiges, Entferntes, Mögliches oder nur Gesolltes oder Erwünschtes mit umfasst. Nur in Worten kann ich beispielsweise ausdrücken, dass meine sichtbare Schreibtätigkeit Teil meiner Berufsarbeit sei, die wiederum im Dienste meiner langfristigen Karriereplanung und Lebenserfüllung stehe.

Immer wenn der Fluss des nichtverbalen Verhaltens stockt, weil Unvorhergesehenes passiert, Erwartungen nicht eintreffen oder Konflikte zu bewältigen oder unerwünschte Zustände zu beseitigen sind: immer dann entsteht der Bedarf, die auf der Ebene ihrer Genese unlösbaren Probleme dadurch zu bewältigen, dass man sie verbal thematisiert und sowohl aus den variantenreicheren Ausdrucksrepertoires wie auch den metakommunikativen Möglichkeiten der Sprache Nutzen zieht (Goffman 1981: 37).

Wer dem andern auf die Füsse tritt, kann selten auf das verbale Ritual einer *Entschuldigung* verzichten, um den Zustand harmonischer Interaktion wiederherzustellen (Goffman 1974:138 ff.); und wer auf eine entsprechende Bitte bei Tisch das Salz nicht hinüberreichen kann, weil er es in der Küche erst holen muss, wird die kleine Spanne zwischen Erwartung und Erfüllung mit einer verbalen Absichtserklärung ("ich bring es her") überbrücken.

Wenn die routinemäßige Zusammenarbeit zwischen Team-Mitgliedern plötzlich stockt, Zulieferungen aus anderen Abteilungen ausbleiben oder Untergebene ihre Pflichten nicht erfüllen - immer wird eine "Aussprache" oder "Unterredung" erfolgen mit dem doppelten Ziel, die Problemursache zu lokalisieren und sich über dessen Lösung zu verständigen.

Sogar wenn es nur anonyme Fremde sind, die mein peinliches Ausrutschen auf offener Straße bemerken, werde ich durch ein halblautes Selbstgespräch ("Ich Dummkopf") kundtun, dass dies ein absonderliches, untypisches Einzelereignis sei, von dem ich mich selbst scharf distanzieren (Goffman 1981:78ff.)

Wenn Erwartungs- und Identitätsstrukturen permanent unscharf und spezifikationsbedürftig gehalten werden, ist ein "elaborierter Code" notwendig, um die geltenden Normen, Rollen, Zielsetzungen u.a. in jeder konkreten Situation neu zu präzisieren; während bei exakt definierten und starr fixierten Erwartungsmustern ein "restringierter Code" ausreicht und der Schwerpunkt der kollokalen Kommunikation sich auf die nichtverbale Ebene verschiebt (Bernstein, 1964).

Auch auf *gesamtgesellschaftlicher Ebene* werden an jenen Stellen, wo sich Unsicherheiten, Widersprüchlichkeiten und Störungen sozialen Verhaltens verdichten, institutionalisierte Felder verbaler Kommunikation ausdifferenziert:

- die *Politik* als Diskurssystem, das der Verständigung über ständig neue Interessenkonflikte und Wertprioritäten dient;
- die *Jurisprudenz*, die sich auf die verbale Explikation allgemein geltender Normerwartungen in kurativer Absicht (d.h. zwecks Behebung von Konflikten oder Mehrdeutigkeiten) konzentriert
- die *Psychotherapie*, die in derselben kurativen Einstellung Probleme selbstreferentiellen Erwartens und Verhaltens thematisiert.

Als Spezifikations- und Korrekturmechanismus für problematische Verhaltensweisen wird die verbale Kommunikation aber wegen ihrer Kapazitätsschranken einerseits und ihrer Risiken andererseits immer nur begrenzt (und eher subsidiär) zur Anwendung gelangen, denn politische Diskurse, Gerichtsverfahren und psychotherapeutische Prozesse haben die Gemeinsamkeit, dass sie

- sehr zeitaufwendig sind und sich deshalb nur für die Thematisierung ausgewählter, relativ stabiler Problemlagen eignen;
- in ihrem Ablauf und Ergebnis unberechenbar sind: so dass von den Beteiligten die Toleranz abverlangt wird, die Erwartungen während des Diskurses "pendent" zu halten und sich auf eine ungewisse Zukunft einzurichten.

Der verbale Kommunikationsprozess kann mit einem schmalen, zu jedem Zeitpunkt nur auf einen einzigen Gegenstand fokussierten Schweinwerferkegel verglichen werden, der durch Flexibilität im sequentiellen Themenwechsel wettmachen muss, was ihm an Fülle des simultanen Ausdrucks mangelt.

Und die meisten Inhalte intersubjektiver Verständigung werden nur retrospektiv, höchst selten oder überhaupt nie vom Scheinwerferlicht beleuchtet: weil die Individuen unabhängig von ihren Gesprächen durch das Medium ihrer Anwesenheiten, persönlichen Erscheinungen und gestischen Verhaltensweisen unablässig weiterkommunizieren, und weil ihnen weder die Interaktionspartner noch die dringlichen Umweltprobleme genügend Zeit lassen, um sich über ihr Handeln (prospektiv oder rückblickend) verbal zu verständigen (Birdwhistell, 1968).

Literatur

- Abrams, Ph./McCulloch, A.** Commune, Sociology and Society. Cambridge University Press, Cambridge, Mass. 1976.
- Adams-Webber, J.** Construing Persons in Social Contexts (in: Stringer, P./Bannister, O. (eds.) Constructs of Sociality and Individuality, Academic Press, London/New York, 1979: 195-219)
- Andrew, R.J.** The Origin and Evolution of Calls and Facial Expressions of the Primates (Behavior, 20, 1963: 1-109)
- Anderson, N./Hubert, S.** Effects of Concomitant Recall on Order Effects in Personality Impression Formation (Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior, 2, 1963: 379-391)
- Argyle, M./Dean, J.** Eye Contact, Distance and Affiliation (Sociometry, 28, 1965, 289-304)
- Arzberger, K.** Bürger und Eliten in der Kommunalpolitik. Kohlhammer, Stuttgart 1980.
- Ash, S.E.** Effects of Group Pressures upon Modification and Distortion of Judgments (in: Guetzkow, H. (ed.) Groups, Leadership and Men. The Carnegie Press, Pittsburgh, 1951)
- Babad, E.Y./Birnbaum, M./Benne, K.D.** The Social Self. Group Influences on Personal Identity. Sage Publications, Beverly Hills, 1983.
- Backman, C.W.** Attraction in Interpersonal Relationships (in: Rosenberg, M./Turner, R.H. (eds.) Social Psychology. Sociological Perspectives, Basic Books, New York, 1981: 235-268).
- Bates, E.** The Emergence of Symbols. Academic Press, New York, 1979.
- Bateson, G.** Redundancy and Coding (in: Sebeok, Th. (ed.) Animal Communication; Techniques of Study and Results of Research, Indiana University Press, Bloomington/London 1968)
- Beattie, G.** Contextual Constraints of the Floor Apportionment Function of Gaze in Dyadic Conversation (British Journal of Clinical and Social Psychology, 18, 1978: 391-392)
- Bem, D.J.** Self-perception: an Alternative Interpretation of Cognitive Dissonance (Psychological Review, 74, 1967, 183-200)
- Ben David, J.** The Scientist's Role in Society. Basic Books, New York, 1971.
- Berger, K.W./Popelka, G.R.** Extra-Facial Gestures in Relation to Speech Reading (Journal of Communication Disorders, 3, 1971: 302-308).

- Berk, B.B.** Organizational Goals and Inmate Organization (American Journal of Sociology, 71, 1966, 534-552)
- Bernstein, B.** Elaborated and Restricted Codes (American Anthropologist, 66, (6), 1964, 55-69)
- Bierhoff, H.W.** Hilfreiches Verhalten. Dietrich Steinkopff Verlag, Darmstadt 1980.
- Birdwhistell, R.L.** Kinesics (International Encyclopedia of the Social Sciences, Chicago 1968, Vol. 8, 379-385).
- Blauner, R.** Alienation and Freedom. University of Chicago Press, Chicago 1964
- Bond, C.F./Titus, L.J.** Social Facilitation. A Meta-Analysis of 241 Studies (Psychological Bulletin 94, 1983, 265-292)
- Braver, L./Rohrer, V.** Superiority of Vicarious over Direct Experience in Interpersonal Conflict Resolution (Journal of Conflict Resolution, 22, 1978: 143-155)
- Brewer, M.B.** In-group Bias in the Minimal Intergroup Situation: A cognitive-motivational analysis (Psychological Bulletin, 86, 1979: 307-324)
- Brinkmann G./Pippke, W./Rippe, W.** Die Tätigkeitsfelder des öffentlichen Verwaltungsdienstes. Arbeitsansprüche, Ausbildungserfordernisse, Personalbedarf. Westdeutscher Verlag, Opladen 1973.
- Bryan, J.H./Test, M.A.** Models of Helping: Naturalistic Studies in Aiding Behavior (Journal of Personality and Social Psychology, 22, 1967: 400-407)
- Burling, T.** Essays on Human Aspects of Administration (New York, State School of Industrial and Labor Relations, Cornell University, Bulletin Nr. 25, August 1955)
- Burns, T./Stalker, G.M.** The Management of Innovation. Tavistock Publications, London, 1961.
- Burton, R.V.** Honesty and Dishonesty (in: Lickona, Th. (ed.) Moral Development and Behavior, Holt, Rinehart and Winston, New York 1976: 173-197)
- Cachey, K./Fritsch, W.** Ueberlebensprobleme von Gruppen im Hochleistungssport (in: Neidhart, F. (Hrsg.) Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien, Sonderheft Nr. 25 der "Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Westdeutscher Verlag, Opladen 1983: 510-531)
- Canetti, E.** Masse und Macht. Fischer, Frankfurt, 1980.
- Carithers, M.W.** School Desegregation and Racial Cleavage 1954-1970 (Journal of Social Issues, 26, 1970: 25-47)
- Cheyne, J.A./Efran, M.G.** The Effect of Spatial and Interpersonal Variables on the Invasion of Group-Controlled Territories (Sociometry, 35, 1972: 477-489)
- Christian, J.J.** The Pathology of Overpopulation (Military Medicine, 1963, 128: 571-603)

- Clifford, M./Walster, E.** The Effect of Physical Attractiveness on Teacher Expectation (Sociology of Education, 46, 1973: 248ff.)
- Coenen, H.** Diesseits von subjektivem Sinn und objektivem Zwang. Fink Verlag, München, 1985.
- Collett, P./Marsh, P.** Patterns of Public Behavior. Collision Avoidance on a Pedestrian Crossing (in: Sebeok, Th.A./Umiker-Sebeok, J. (eds.) Nonverbal Communication, Interaction and Gestures, Mouton, The Hague, 1981: 199-217)
- Crockett, W.H.** Cognitive Complexity and Impression Formation (in: Mather, B. (ed.) Progress in Experimental Personality Research, Academic Press, London/New York, 1965: 65ff.)
- Dahl, R.A.** Und nach der Revolution? Campus, Frankfurt, 1975.
- Darley, J.M./Teger, A.I./Lewis, L.D.** Do Groups Always Inhibit Individuals' Responses to Potential Emergencies? (Journal of Personality and Social Psychology, 26, 1973: 224-232)
- Delia, J.G./Gonyea, A.H./Crockett, W.H.** The Effects of Subject-Generated and Normative Constructs upon the Formation of Impressions (British Journal of Social and Clinical Psychology, 10, 1970: 413-429)
- Dion, K./Berscheid, E./Walster, E.** What is Beautiful is Good (Journal of Personality and Social Psychology, 24, 1972: 285-290)
- Drewe, P.** Methoden zur Identifizierung von Eliten (in: Koolwijk, J./Wieken-Mayser, M. (Hrsg.) Techniken der empirischen Sozialforschung, Bd. 4, Oldenbourg, München, 1974, 171ff.)
- Duck, S.W.** Personal Relationships and Personal Constructs: A Study of Friendship Formation, Wiley, New York/Chichester, 1973.
- Duncan, S.** Some Signals and Rules for Taking Speaking Turns in Conversations (Journal of Personality and Social Psychology, 23, 1972: 283-292)
- Dunckelmann, H.** Lokale Öffentlichkeit, Kohlhammer, Stuttgart, 1975.
- Dunphy, D.C.** The Primary Group. A Handbook of Analysis and Field Research. Appleton-Century-Croft, New York, 1972.
- Edney, J./Jordan-Edney, N.** Territorial Spacing on a Beach, Sociometry, 37, 1974: 92-104)
- Efran, M.G./Cheyne, J.A.** Shared Space: the Cooperative Control of Spatial Areas by two Interacting Individuals (Canadian Journal of Behavioral Sciences, 5, 1973, 201-210)
- Efran, M.G./Cheyne, A.** Affective Concomitants of the Invasion of Shared Space: Behavioral, Physiological and Verbal Indicators (Journal of Personality and Social Psychology, 29, 1974, 219-226)

- Eibl-Eibesfeldt, I.** Ethology. The Biology of Behavior. 2nd edition. Holt, Rinehart & Winston, San Francisco, 1975.
- Ekman, P./Friesen, W.V.** The Repertoire of Nonverbal Behavior Categories: Origins, Usage and Coding (in: Sebeok, Th.A./Umiker-Sebeok, J. (eds.) Non-verbal Communication, Interaction and Gestures, Mouton, The Hague, 1981: 57-105)
- Elias, N.** Die höfische Gesellschaft, Suhrkamp, Frankfurt, 1983.
- Ellsworth, P./Carlsmith, J.** Effects of Eye Contact and Verbal Content on Affective Response to a Dyadic Interaction (Journal of Personality and Social Psychology, 10, 1968: 15-20)
- Epstein, Y.M./Woolfolk, R.L./Lehrer, P.M.** Physiological, Cognitive and Nonverbal Responses to Repeated Exposure to Crowding (Journal of Applied Social Psychology, 11, 1981, 1-13)
- Euler, H.P.** Das Konfliktpotential industrieller Arbeitsstrukturen. Westdeutscher Verlag, Opladen, 1977.
- Exline, R.V./Thibaut, J./Brannon, C./Gumpert, P.** Visual Interaction in Relation of Machiavellism and an Unethical Act (American Journal of Psychology, 16, 1961: 396ff.)
- Fentress, J.C.** Dynamic Boundaries of Patterned Behavior: Interaction and Self-Organization (in: Bateson, P.G./Hinde, R.A. (eds.) Growing Points in Ethology. Cambridge University Press, Cambridge Mass., 1976: 135-169)
- Flavell, J.H.** The Developmental Psychology of Jean Piaget. Van Nostrand, New York, 1963.
- Faunce, W. A., & Smucker, M. J.** (1969). Industrialization and Community Status Structure. (American Sociological Review, 31, 390-399).
- Freedman, J.** Crowding and Behavior. Viking Press, New York, 1975.
- Freedman, N.** Toward a Mathematization of Kinetic Behavior: A Review of Paul Bouissac's 'La Mesure des Gestes' (in: Sebeok, Th.A./Umiker-Sebeok, J. (eds.) Nonverbal Communication, Interaction and Gesture, Mouton Publ., The Hague, 1981: 151-164)
- Friedrich, W.** Methoden der marxistisch-leninistischen Sozialforschung. VEB, Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin, 1970.
- Fritz, H.J.** Menschen in Büroarbeitsräumen. Heinz Moos Verlag, München, 1982.
- Fröbel, F./Heinrichs, J./Kreye, V.** Die neue internationale Arbeitsteilung. Rowohlt, Reinbek, 1972.
- Gehlen, A.** Der Mensch. Athenaion, Bonn, 1950.
- George, A.L.,** Primary Groups, Organization and Military Performance (in: Little, R.W. (ed.) Handbook of Military Institutions. Sage Publ. Beverly Hills 1971: 293-318).

- Geser, H.** Paradigmatischer Konsens in Forschungsorganisationen (in: Stehr, N. (Hrsg.) Wissenschaftssoziologie - Studien und Materialien. Sonderheft 18/1975 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Westdeutscher Verlag, Opladen, 1975: 305-324)
- Geser, H.** Forschungsinfrastruktur und Organisationsform von Universitätsinstituten (Zeitschrift für Soziologie, 6, 1977:150-173)
- Geser, H.** Eine funktional-morphologische Theorie der Berufsqualifikationen (Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, 7, 1981, 399-434)
- Geser, H.** Bevölkerungsgrösse und Staatsorganisation. Peter Lang Verlag, Bern, 1981.
- Geser, H.** Strukturformen und Funktionsleistungen sozialer Systeme. Westdeutscher Verlag, Opladen, 1983.
- Geser, H.** Regionalisierungstendenzen bei (staatlichen und nichtstaatlichen) transnationalen Assoziationen (in: Heintz, P. (Hrsg.) Endogene Entwicklung: Wirklichkeit und Ideologie. Rüegger Verlag, Diessenhofen, 1984: 181-204)
- Geser, H.** Milizverwaltung und professionelle Verwaltung auf Gemeindeebene (in: Germann, R.E. et. al. (Hrsg.) Politisches Handbuch der Schweiz, Band 3, Haupt Verlag, Bern/Stuttgart, 1986: 171-200)
- Geser, H.** Elemente zu einer soziologischen Theorie des Unterlassens (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 38, 1986, 643-669)
- Geser, H. et. al.** Gemeindepolitik zwischen Milizorganisation und Berufsverwaltung. Haupt Verlag, Bern, 1987.
- Gillespie, D.F./Birmbaum, Ph.H.** Status Concordance, Coordination and Success in Interdisciplinary Research Teams (Human Relations, 33, 1980: 41-56)
- Giordano, C.** Soziale Bewegung oder Identitätsmanagement? (Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, 7, 1981: 179-198)
- Givens, D.** Greeting a Stranger: Some Commonly Used Nonverbal Signals of Aversiveness (Semiotica, 22, 1978: 351-367)
- Goffman, E.** Verhalten in sozialen Situationen. Strukturen und Regeln der Interaktion im öffentlichen Raum. Bertelsmann Verlag, Gütersloh, 1971.
- Goffman, E.** Encounters. Allen Lane Penguin Press, London, 1972.
- Goffman, E.** Asyle, Suhrkamp, Frankfurt, 1973.
- Goffman, E.** Das Individuum im öffentlichen Austausch. Suhrkamp, Frankfurt, 1974.
- Goffman, E.** Forms of Talk. Basil Blackwell, Oxford, 1981.
- Goffman, E.** Wir alle spielen Theater. Piper, München, 1985.

- Gouldner, A.W.** Patterns of Industrial Bureaucracy. Free Press, Glencoe, 1954.
- Guggenberger B.** Bürgerinitiativen in der Parteiendemokratie. Kohlhammer, Stuttgart, 1980.
- Greverus, I.M.** Ethnizität und Identitätsmanagement (Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, 7, 1981: 223-232)
- Hahn, A./Schubert, H.A./Siewert, H.J.** Gemeindesozioologie. Kohlhammer, Stuttgart, 1979.
- Hall, E.T.** The Psychology of Manners (Scientific American, Vol. 192, 1955: 84-90)
- Havelock, E.A.** Preface to Plato. Cambridge, Mass., 1963
- Heslin, R./Alper, T.** Touch (in: Wiemann, J.M./Harrison, R.P. (eds.) Nonverbal Interaction, Sage, Beverly Hills, 1983: 47-75)
- Hickson, D.J.** A Convergence in Organization Theory (Administrative Science Quarterly, 11, 1966, 224-237)
- Hoffman, E.L.** Empathy, Role Taking, Guilt and Development of Altruistic Motives (in: Lickona, Th. (ed.) Moral Behavior and Development. Holt, Rinehart & Winston, New York, 1976: 124-143)
- Husserl, E.** Vorlesungen zu einer Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins (Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, Bd. IX, Halle 1928)
- Husserl, E.** Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie (Husserliana Bd. III/I, Martinus Nijhoff, Den Haag 1976)
- Jäger, C./Bieri G./Dürrenberger G.** Telearbeit. Von der Fiktion zur Innovation. Verlag der Fachvereine, Zürich, 1987.
- Jennings, M.K./Niemi, R.G.** Party Identification at Multiple Levels of Government (American Journal of Sociology, 72, 1966, 86-101)
- Jones, E.E./Harris V.A.** The Attribution of Attitudes (Journal of Experimental Social Psychology 3, 1967: 1-24).
- Jones, E.E./Nisbett, R.E.** The Actor and the Observer: Divergent Perceptions of the Causes of Behavior (in: Jones, E.E. (ed.) Attribution: Perceiving the Causes of Behavior. General Learning Press, Morristown N.J. 1972).
- Katz, E.** The two-step Flow of Communication: an up-to-date Report on a Hypothesis (Public Opinion Quarterly, 21, 1957, 61-78)
- Katz, E.** The Two-Step-Model of Communication (in: Schramm, W. (ed.) Mass Communications. University of Illinois Press, Urbana, Ill, 1960 (2. Aufl.)
- Katz E./Lazarsfeld, P.F.** Personal Influence, Free Press, Glencoe, Ill. 1955.

- Kelly, G.A.** The Psychology of Personal Constructs. Norton, New York, 1955.
- Kelly, G.A.** A Brief Introduction to Personal Construct Theory (in: Bannister, D. (ed.) Perspectives in Personal Construct Theory, Academic Press, London 1970)
- Kelly, H.H.** Attribution in Social Interaction (in: Jones, E.E. (ed.) Attribution, Perceiving the Causes of Behavior. General Learning Press, Morristown N.J. 1972)
- Kendon, A.** Some Functions of Gaze-Direction in Social Interaction (Acta Sociologica, 26, 1967: 22-47)
- Kendon, A.** Introduction: Current Issues in the Study of "Nonverbal Communication" (in: Sebeok, T.A./Sebeok, J.A. (eds.) Nonverbal Communication, Interaction and gesture. Mouton, The Hague, 1981: 1-53)
- Kendon, A.** Gesture and Speech (in: Wiemann, J.M./Harrison Randall P. (eds.) Nonverbal Interaction, Sage, Beverly Hills, 1983:13-45)
- Knapp, M.L.** Dyadic Relationship Development (in: Wiemann, J.M./Harrison, R.P. Nonverbal Interaction, Sage Publ. Beverly Hills 1983:
- König, R.** Grundformen der Gesellschaft: die Gemeinde, Rowohlt, Hamburg, 1958.
- König, R.** Die Grosstadt (in: ders. (Hrsg.) Handbuch der empirischen Sozialformen, Bd. 10, Enke, Stuttgart 1974: 42-145)
- Kummer, H.** Primate Societies. Aldine, Chicago 1971.
- Lawrence, P.R./Lorsch, J.W.** Organization and Environment, Harvard University Press, Boston, 1967.
- Lang, K.** Military Organizations (in: March, J.G. (ed.) Handbook of Organizations, Chicago, 1965: 838-878)
- Latané B./Darley, J.M.** The Unresponsive Bystander: Why doesn't he help? Appleton-Century-Crofts, New York, 1970.
- Lee, R.B./DeVore, I. (eds.)** Man the Hunter, Chicago, Aldine, 1968.
- Leeds, A.** Locality Power in Relation to Supralocal Power Institutions (in: Southall A. (ed.) Urban Anthropology, Oxford University Press, New York, 1973: 15-41)
- Lemon, N./Warren, N.** Salience, Centrality and Self-Relevance of Traits in Constructing Others (British Journal of Social and Clinical Psychology, 13, 1974: 119-124)
- Lewin, K.** Group Decision and Social Change (in: Maccoby, E.E./Newcomb, Th.M./Hartley, E.L. (eds.) Readings in Social Change (in: Maccoby, E.E./Newcomb, Th.M./Hartley, E.L. (eds.) Readings in Social Psychology, New York, 1958 (3.Aufl.) 197-211)
- Lindesmith, A.R./Strauss, A.L./Denzin, N.K.** Social Psychology. The Dryden Press, Hillsdale, Illinois, 1975 (4th edition).

- Lipsky, M.** Toward a Theory of Street-Level Bureaucracy (in: Hawley, W.D. (ed.) Theoretical Perspectives on Urban Politics (Prentice-Hall, Englewood Cliffs, N.J. 1976: 196-213).
- Little, R.** Buddy Relations and Combat Performance (in: Janowitz, M. (ed.) The New Military; Changing Patterns of Organization. Wiley, New York, 1964: 195-223)
- Little, B.R.** Factors Affecting the Use of Psychological versus Non-Psychological Constructs on the Rep Test (Bulletin of the British Psychological Society, 21, 1968: 34ff.)
- Lodahl, J.B./Gordon, G.** The Structure of Scientific Fields and the Functioning of University Departments (American Sociological Review, 37, 1972: 57-72)
- Losanchuk, T.A./Lightstone, J.** Canned Laughter and Public and Private Conformity (in: Journal of Personality and Social Psychology, 29, 1974: 153-156)
- Luchins, A.** Primacy-Recency in Impression Formation (in: Hovland, C. et. al (eds.) The Order of Presentation in Persuasion. Yale University Press, New Haven, 1957: 33-61)
- Luhmann, N.** Funktionen und Folgen formaler Organisation. Duncker & Humblot, Berlin, 1964.
- Luhmann, N.** Einfache Sozialsysteme (Zeitschrift für Soziologie, 1, 1972: 51-64)
- Luhmann, N.** Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen (in: Otto, H.U./Schneider, S. (Hrsg.) Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit, Erster Halbband, Luchterhand, 1973: 21-43)
- Luhmann, N.** Vertrauen. Enke, Stuttgart, 1973.
- Luhmann, N.** Interaktion, Organisation, Gesellschaft (in: Luhmann, N. Soziologische Aufklärung 2., Westdeutscher Verlag, Opladen 1975: 9-20).
- Luhmann, N./Schorr, K.E.** Reflexionsprobleme im Erziehungssystem, Klett-Cotta, Stuttgart 1979.
- Marcus, Ph.M.** Unions Conventions and Executive Boards: A Formal Analysis of Organizational Structure (American Sociological Review, 31, 1966, 61-70)
- Markowitz, J.** Die soziale Situation, Suhrkamp, Frankfurt, 1979.
- Martin, B.** A Sociology of Contemporary Cultural Change. Oxford, 1981.
- Mauss, M.** Seasonal Variations of the Eskimo: A Study in Social Morphology. Rutledge & Kegan, London, Boston, 1979.
- McBride, G./King, J./James, J.** Social Proximity Effects on GSR in Adult Humans (Journal of Psychology, 61, 1965, 153-157)
- McCarthy, J.D./Zald, M.N.** Social Movements in an Organizational Society. Transaction Books, New Brunswick 1987.

- Mead, G.H.** Mind, Self and Society (ed. by C.W. Morris, University of Chicago Press, Chicago/London, 1934)
- Merleau-Ponty, M.** Phänomenologie der Wahrnehmung. De Gruyter, Berlin, 1965.
- Merleau-Ponty, M.** Résumés de Cours. Collège de France, 1952-60, Gallimard, Paris, 1966.
- Merleau-Ponty, M.** Die Struktur des Verhaltens. De Gruyter, Berlin/New York, 1976 (dt. Ausgabe).
- Meyer, J.W./Rowan B.** The Structure of Educational Organizations (in: Meyer, M.W. (ed.) Environments and Organizations. Jossey-Bass San Francisco 1978: 78-109).
- Meyrowitz, J.** No Sense of Place. Oxford University Press, New York 1985.
- Middlebrook, P.N.** Social Psychology and Modern Life (Alfred A. Knopf, New York, 1980)
- Milgram, St.** Das Milgram-Experiment. Rowohlt, Reinbek/Hamburg, 1974.
- Miller, D.C./Form, W.H.** Industrial Sociology. Harper & Row, New York, 1964.
- Moore, B.S./Sherrod, D.R./Liu, T.J./Underwood, B.** The Dispositional Shift in Attribution over Time (Journal of Experimental Social Psychology, 15, 1979: 553-569)
- Morley, I.E./Stephenson, G.M.** Interpersonal and Interparty Exchange: a Laboratory Simulation of an Industrial Negotiation at the Plant Level (British Journal of Sociology, 60, 1969: 543-545).
- Morris, D./Collett, P./Marsh, P./O'Shaughnessy, M.** Gestures: their Origin and Distribution, Stein & Day, New York, 1979.
- Müller, W.** Die Relativierung des bürokratischen Modells und die situative Organisation (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 25, 1973, 719-750)
- Nielsen, E.** Toward a Theory of Ethnic Solidarity in Modern Societies (American Sociological Review, 50, 1985: 133-149).
- Noelle-Neumann, E.** Umfragen in der Massengesellschaft. Rowohlt, Reinbek/Hamburg 1963.
- Ogden, C.A./Richards, I.A.** The Meaning of Meaning. Routledge & Kegan, London, 1947.
- Osmond, H.** Function as Basis of Psychiatric Ward Design (Mental Hospitals, April, 1957, 23-29).
- Palen, J.J.** The Urban World, MacGraw Hill, New York, 1975.
- Pessin, J.** The Comparative Effects of Social and Mechanical Stimulation on Memorizing (American Journal of Psychology, 45, 1933: 263-270)

- Piaget, J.** La Formation du Symbole chez l'Enfant. Delachaux & Niestlé, Neuchatel, 1945
- Piaget, J.** Nachahmung, Spiel und Traum. Die Entwicklung der Symbolfunktion beim Kinde. Klett, Stuttgart 1969.
- Piore, M.J./Sabel, Ch.F.** Das Ende der Massenproduktion. Wagenbach, Berlin, 1984.
- Plutchik, R.** The Emotions: Facts, Theories and a New Model. Random House, New York, 1962.
- Priest, R.T./Sawyer, J.** Proximity and Peership. Bases of Balance in Interpersonal Attraction (American Journal of Sociology, 72, 1967, 633-649)
- Proust, M.** Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Suhrkamp, Frankfurt, 1979.
- Rauch, H.** Partizipation und Leistung in Grossgruppen-Sitzungen (in: Neidhart, F. (Hrsg.) Gruppensoziologie. Sonderheft 25 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Westdeutscher Verlag, Opladen, 1983: 256-274).
- Rittner, V.** Zur Soziologie körperbetonter sozialer Systeme (in: Neidhart F. (Hrsg.) Gruppensoziologie. Sonderheft Nr. 25 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Westdeutscher Verlag, Opladen 1983: 233-255)
- Rommeveit, R.** On Message Structure: a Framework for the Study of Language and Communication. Wiley, New York, 1974.
- Ruesch, J./Kees, W.** Nonverbal Communication: Notes on the Visual Perception of Human Relations. Berkeley, University of California Press, 1956.
- Ruesch, J.** Nonverbal Language and Therapy (Psychiatry, 18, 1955, 323-330)
- Rutter, D.R./Stephenson, G.M.** The Role of Visual Communication in Synchronic Conversation (European Journal of Personality and Social Psychology, 7, 1977, 29-37)
- Sacks, H./Schegloff, E.A./Jefferson, G.** A Simplest Systematics for the Organization of Turn Taking for Conversation (in: Schenkein, J. (ed.) Studies in the Organization of Conversational Interaction. Academic Press, New York, 1978, 7-56)
- Sahlins, M.D.** The Segmentary Lineage. An Organization of Predatory Expansion (American Anthropologist, 63, 1961, 322-343)
- Sanders, G.S./Baron, R.S./Moore, D.L.** Distraction and Social Comparison as Mediators of Social Facilitation Effects (Journal of Experimental Social Psychology, 14, 1978, 409-416)
- Scarlett, H.H./Press, A.N./Crockett, W.H.** Children's Description of their Peers. (Child Development, 42, 1971: 439-453)
- Scheflen, A.** Body Language and the Social Order. Prentice-Hall, Englewood Cliffs, N.J. 1972.

- Schwarz, N.** Stimmung als Information. Untersuchungen zum Einfluss von Stimmungen auf die Bewertung des eigenen Lebens (Habilitationsschrift, Heidelberg, 1985)
- Schütz, A.** Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Suhrkamp, Frankfurt, 1974.
- Schwinger, Th.** Gerechte Güterverteilungen: Entscheidungen zwischen drei Prinzipien (in: Mikula, G. (Hrsg.) Gerechtigkeit und soziale Interaktion. Huber, Bern/Stuttgart, 1980: 107-140)
- Sebeok, Th.A.** Coding in the Evolution of Signalling Behavior (Behavioral Sciences, 7, 1962: 430-442)
- Selznick, Ph.** Institutional Vulnerability in Mass Society. (American Journal of Sociology, 56, 1951, 320-331)
- Service, E.R.** Primitive Social Organization. Random House, New York, 1971 (2. Aufl.)
- Sheleff, L.** The Bystander, Lexington Books, Toronto, 1978.
- Shapiro, E.G.** The Effect of Expectations of Future Interaction on Reward Allocation in Dyads: Equity and Equality. Journal of Personality and Social Psychology, 31, 1975, 873-880.
- Short, J.A.** Effect of Medium of Communication on Experimental Negotiations (Human Relations, 27, 1974, 225-234)
- Shortell, St. M.** The Role of Environment in a Configurational Theory of Organizations (Human Relations, 30, 1977, 275-302)
- Sillars, A.L.** Attributions and Interpersonal Conflict Resolution (in: Harvey J.H./Ickes, W./Kidd, R.F. (eds.) New Directions in Attribution Research, Lawrence Erlbaum Associates, Hillsdale, N.J., 1981, Vol. 3, 279-305)
- Simmel, G.** Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Duncker & Humblot, Berlin, 1908.
- Simmel, G.** Soziologie der Geselligkeit (Verhandlungen des 10. Deutschen Soziologentages. Tübingen 1911: 1-16).
- Simon, H.A.** The New Science of Management Decisions. Harper, New York, 1960.
- Smith, J./Chase, J./Lieblich, A.** Tongue Showing. Semiotica II, 1974: 201-246.
- Sommer, R.** Sociofugal Space (American Journal of Sociology, 72, 1966/67, 654-660)
- Soskin, R.F./John, P.V.** The Study of Spontaneous Talk (in: Barker, R.G. (ed.) The Stream of Behavior, Appleton-Century-Crofts, Chicago, 1963)
- Steinzor, B.** The Spatial Factor in Face to Face Discussion Groups (Journal of Abnormal and Social Psychology, 45, 1950: 552-555)

- Stephenson, G.M./Kniveton, B.K.** Interpersonal and Interparty Exchange: An Experimental Study of the Effect of Seating Position on the Outcome of Negotiations between Teams Representing Parties in Dispute. (Human Relations, 31, 1978: 551-566)
- Stern, D./Bender, E.** An Ethological Study of Children Approaching a Strange Adult (in: Friedman R. et al. Sex Differences in Behavior, Wiley, New York, 1974: 233-258)
- Strauss, A. et. al.** Psychiatric Ideologies and Institutions, Free Press, New York, 1964.
- Touraine, A.** L'organisation professionnelle de l'entreprise (in: Friedman, G./Naville, O. Traité de Sociologie de Travail, Vol. 1, Colin, Paris, 1964, 387-427)
- Treinen, H.** Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem. (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 17, 1965: 254-297)
- Uppendahl, H.** Responsive Demokratie (in: Thränhardt, D./Uppendahl, H. (Hrsg.) Alternativen lokaler Demokratie. Anton Hain Verlag, Königstein/Ts., 1981, 95-111)
- Van de Ven, A.E./Delbecq, A.L./König, R.** Determinants of Coordination Modes within Organizations. (American Sociological Review, 41, 1976, 322-338)
- Vine, I.** Communication by Facial-Visual Signals (in: Crook, J.M. (ed.) Social Behavior in Birds and Mammals. Academic Press, London, 1970)
- Vygotsky, L.S.** Thought and Language, MIT-Press, Cambridge, Mass., 1962.
- Waldenfels, B.** Der Spielraum des Verhaltens. Suhrkamp, Frankfurt, 1980.
- Walster, E.** Assignment of Responsibility for an Accident (Journal of Personality and Social Psychology 3, 1966:73-79).
- Warner, L.W./Low, J.O.** The Social System of the Modern Factory. New Haven, Conn., 1947.
- Warren, D.I.** The Effects of Power Bases and Peer Groups on Conformity in Formal Organizations. (Administrative Science Quarterly, 14, 1969, 544-556)
- Watson, M./Graves, Th.D.** Quantitative Research in Proxemic Behavior. American Anthropologist, 68, 1966, 971-985.
- Watzlawick, P./Beavin, J.H./Jackson, D.D.** Pragmatics of Human Communication. Norton, New York, 1967.
- Weber, M.** Wirtschaft und Gesellschaft. J.C.B. Mohr, Tübingen, 1972 (5. Aufl.)
- Wieken, K.** Die schriftliche Befragung (in: Koolwijk, Jürgen van. (Hrsg.) Techniken der empirischen Sozialforschung, Bd. 4, Erhebungsmethoden, Die Befragung. Oldenbourg Verlag, München/Wien, 1974: 146-161)
- Wilden, A.** Analog and Digital Communication. (Semiotica 21, 1977: 50-82)

- Wilder, D.A./Cooper, W.E.** Categorization into Groups: Consequences for Social Perception and Attribution (in: Harvey, J.H./Ickes, W./Kidd, R.F. New Directions in Attribution Research, Vol. III, Lawrence Erlbaum Associates, Hillsdale, N.J., 1981: 247-277)
- Wilson, E.O.** Sociobiology. The New Synthesis. Belknap Press, Cambridge, Mass./London, 1975.
- Wortmann, C.B.** Causal Attributions and Personal Control (in: Harvey, J.H./Ickes, W.J./Kidd, R.F. (eds.) New Directions in Attribution Research, Vol. 1, Lawrence Erlbaum Ass. Hillsdale New Jersey 1976: 19-52).
- Wurzbacher, G./Pflaum, R.** Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung. Enke Verlag, Stuttgart, 1954.
- Wyer, R.S.** An Information-Processing Perspective on Social Attribution (in: Harvey, J.H./Ickes, W./Kidd, R.F. (eds.) New Directions in Attribution Research, Vol. 3, Lawrence Erlbaum Associates, Hillsdale, N.J. 1981: 359-404)
- Yengoyan, A.A.** Demographic and Ecological Influences on Aboriginal Australian Marriage Selections (in: Lee, R.B./DeVore, I (eds.) Man the Hunter, Aldine, Chicago, 1968: 185 ff.)
- Yung-mei, Tsai** Effect of National Status on Delegate Participation and Influence in an International Organisation (Human Relations, 32, 1979: 347-356)
- Zajonc, R.** Social Facilitation (Science, 1965, 149, 269-274)
- Zald, M.N.** The Future of Social Movements (in: Zald, M.N./McCarthy, J.D. (eds.) Social Movements in an Organizational Society. Transaction Books, New Brunswick, N.J., 1987: 319-336)
- Zimbardo, Ph.G.** Social Psychology and Modern Life. Alfred A. Knopf, New York, 1980: